

PA
679

Médiathèque VS Mediathek



1010809426

*PA 679

V. 25
Das Leben

des Heiligen

Bernhard von Menthon.

PA

679



153
Das Leben

des heiligen


Bernhard von Menthon,

Stifters

der zwei Hospitien

auf dem großen und kleinen

St. Bernhards-Berge.


Nach dem Französischen.

von

[P. Sigmund Furer]

Mit Bewilligung der kirchlichen Obern.

Luzern, 1835.

Druck und Verlag von Gebrüdern Räder

Mit Recht, o katholische Kirche, mit Recht hast du der Gastfreund-
lichen so viele, so viele der Hülfreichen, so viele der Mitleidigen,
so viele der Erleuchteten, so viele der Keuschen, so viele der
Heiligen, endlich so viele, welche so erglücken in der Liebe zu
Gott, daß bei vollkommener Enthaltbarkeit und unglaublicher
Verachtung der Welt selbst die Wüste sie ergötzt.

Der hl. Augustin
von den Sitten der katholischen Kirche §. 30.

Verbesserungen.

S. 8, Z. 4 v. u.	nach: eröffnete,	lies: er Bernharden.
S. 10, Z. 10 v. u.	statt: Vater,	„ Peter.
S. 20, Z. 11 v. o.	„ Baronin,	„ Baronie.
S. 26, letzte Linie	„ Amen,	„ Anm. d. Uebers.
S. 33, Z. 8 v. o.	„ Hinterwind,	„ Heiterwind.
S. 36, Z. 4 v. u.	„ selbst andern	„ nebst andern.
S. 50, Z. 5 v. o.	„ hätten,	„ hätte.
S. 70, Z. 2 v. u.	„ verläßt	„ ausläßt.
S. 71, letzte Linie	„ scheinbaren	„ sichtbaren.





Das Leben des heiligen Bernhards von Menthon.

§. 1.

Einleitung in das Leben des Heiligen, und seine Geburt.

Was der heil. Johannes sagt: „Gott ist die Liebe,“ und der heil. Paulus: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den heil. Geist, der uns gegeben ist,“ — zeigt sich auf die schönste und mannigfaltigste Weise an der Braut Jesu Christi, Seiner heiligen katholischen Kirche. Beseelt und angetrieben von diesem Geiste der göttlichen Liebe, ist sie Allen Alles, und obschon sie vorzüglich für das Ewige besorgt ist, giebt es doch auch keine zeitliche Noth in der menschlichen Gesellschaft, die sie durch ihre wahren Kinder nicht zu heben oder wenigstens zu lindern sich bemüht. Sie sendet dieselben bis an die äußersten Grenzen der Erde, um das Reich Jesu Christi auszubreiten und Ihm alle Menschen von ihrer Geburt an bis zum Tode zuzuführen. Aber sie pflegt auch mit unermüdlicher Liebe durch ihre Glieder die Kranken in den Spitälern, sie verwandelt durch dieselben Bildnisse in fruchtbare Länder, unterrichtet die Kleinen und Unwissenden, befreit die Gefangenen aus den Fesseln der Ungläubigen, so daß

sich Viele zum Lösegeld dafür selbst in die Sklaverei hingegeben verpflichten. Sogar die hohen Alpen-Felsen sind ihr nicht zu wild und rauh, daß sie nicht ihre mütterlichen Arme dahin ausstrecke, damit ja keines ihrer Kinder wo immer hilflos gelassen werde, wie wir an der milden Stiftung auf dem St Bernhardsberge und ihrem heiligen Stifter sehen; und wenn man einen alten Feldherrn bewundert, der von Haß und Rachsucht angetrieben, mit einem Kriegsheere die Alpen überstieg hat, um ein feindliches Land zu verheeren; um wie viel mehr müssen wir einen Mann hochschätzen, der, einzig von der göttlichen Liebe beseelt, Alles, Vater, Mutter, Reichthümer, Ehre, Vaterland verließ, um dem Rufe Gottes zu folgen, und einen großen Theil seines Lebens auf dem nämlichen Gebirge sich allem Ungemach preis gab, bloß um Verunglückten zu helfen, ja nicht nur bis an seinen Tod, sondern in seiner Stiftung auf Jahrhunderte hin seine Liebe fortsetzt!

Dieser große Mann war der heilige Bernhard von Menthon, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will. Er wurde im Jahre 923 auf dem Schlosse, von dem er den Namen hat, im Genfergebiete bei Anneci, von sehr angesehenen Eltern geboren. Sein Vater hieß Richard von Menthon, ein Haus, das schon dazumal eines der blühendsten in Savoyen war, und noch ist; seine Mutter aber nannte sich Bertrone von Duin, und war eine Kleinstochter Oliviers, Grafen von Genf, Bairs von Frankreich, und Kriegsgefährten König Karls des Großen bei seinen Eroberungen.

Einige Tage nach der Geburt Bernhards ließen ihn seine Eltern taufen; dieser heiligen Handlung wohnten als Taufvathen bei der Baron und die Baronin von Beaufort; und als er sieben Jahre alt war, gab man ihm den berühmten German zum Hofmeister, damit er ihm die Anfangsgründe der lateinischen Sprache beibringe. Dieser geschickte Lehrer fand an seinem Schüler so viele Neigung

und natürliche Anlage zu den schönen Wissenschaften, daß dieser unter seiner Anleitung in kurzer Zeit darin mehr Fortschritte machte, als andere in vielen Jahren, und dieses, nebst dem daß er der sorgfältigen Erziehung, die er bis dahin empfangen, so wohl entsprochen hatte, bewog seine Aeltern, ihn nach Paris zu schicken, damit er da vollends werde, was sie aus ihm zu machen wünschten.

§. 2.

Seine Erziehung und seine Studien zu Paris.

Bernhard war erst vierzehn Jahre alt, als er mit seinem Hofmeister und zwei Bedienten in dieser berühmten Stadt ankam. Hier verwandte er drei Jahre auf das Studium der Philosophie; da aber große Köpfe selten nur auf einzelne Fächer beschränkt sind, so nahm er zugleich auch noch andere Lektionen, die seinem Stande angemessen waren. Ein so vortrefflicher, einziger Sohn und Erbe so großer Güter konnte sich nach seinem philosophischen Kurse zu nichts Anderm entschließen, als sich entweder dem Kriegsdienste oder Staatsämtern zu widmen; auch erhielt er Briefe von seinen Aeltern, worin sie ihm hierüber die Wahl ließen. Da er aber einerseits voraussah, wie gefährlich es ist, sich zum Richter der Andern aufzuwerfen, anderseits aber erkannte, daß auch der Militärstand, ob schon er seiner Abkunft angemessen war, doch seine schlimmen Folgen in Bezug auf das Seelenheil habe, und dieß vorzüglich wegen der Zügellosigkeit, die dazumal unter den Truppen herrschte; so flehte er in dieser Unentschlossenheit den Himmel um Beistand an, ohne den man nie etwas unternehmen sollte; und sein Gebet war dem Herrn so wohlgefällig, daß er von diesem Zeitpunkte an Abneigung ge-

gen die Staatsämter und den Militärstand fühlte, zugleich aber einen starken Hang zum geistlichen Stande, einen hohen Geschmack an der Theologie und ein heftiges Verlangen nach dem Priesterthum in sich gewahr wurde.

§. 3.

Schöne Denkungsart seines Hofmeisters in Bezug auf eine Standeswahl.

Er entdeckte German sein Vorhaben, sich nicht zu verheirathen, Priester zu werden und sich dazu durch das Gelöbde einer beständigen Keuschheit unwiderruflich zu verpflichten. Es stellte ihm aber dieser Geistliche, der einen großen Verstand nebst einer ausgezeichneten Frömmigkeit besaß, vor, daß man Gott nicht leichtsinnigerweise immerwährende Jungfräuschaft geloben müsse; denn da dieser Stand sehr erhaben und dem Reide des Teufels sehr ausgesetzt sei, so brauche es einen großen Muth dazu, ihn anzutreten, und eine heldenmüthige Tugend, um darin zu verharren; Jesus Christus befehle ihn Niemanden, sondern Er habe Sich damit begnügt, zu zeigen, wie vortreflich und schön er sei, und das Verdienst und den Lohn desselben Seinen Jüngern vor Augen zu stellen, dabei ihnen aber die Freiheit gelassen, ihn zu wählen, oder den Ehestand anzutreten; daraus folge, daß man sich nicht unvorsichtigerweise zu einem Stande entschließen solle, zu dem man vom Herrn eine besondere Gabe vonnöthen habe, alle die Angriffe auszuhalten, die der Teufel auf diejenigen, die den ehelosen Stand wählen, gewöhnlich wage. „Wenn man noch jung ist,“ sagte er zu ihm, „und man sich ein wenig fromm gestimmt fühlt, läßt man sich leicht verleiten, ein Gelöbde der Keuschheit abzulegen; man bildet sich ein, man werde sein ganzes Leben durch den nämlichen Eifer, die nämliche Inbrunst empfinden, man werde

immer den nämlichen Muth haben; aber das ist bei weitem nicht so. Als Kind urtheilt man ohne Licht und ohne Erfahrung; doch so wie man älter und der Verstand reifer wird, erkennt man seinen Fehler, aber dieß oft erst, wenn es nicht mehr Zeit ist, ihn wieder gut zu machen, Sie sehen also, mein Lieber, wie die Vernunft selbst von Ihnen verlangt, daß Sie nicht so sehr eilen, wenn es darum zu thun ist, sich auf immer der Freiheit zu berauben, und daß sie mehr als Einmal darüber nachdenken sollen; denn wenn das Wort ausgesprochen ist, so ist es für immer geschehen. Im alten Bunde empfahl Gott seinem Volke vorzüglich, daß es die Gelübde, die es Ihm ablegen wolle, wohl erwägen solle, weil, wenn sie gethan seien, man sie auch verrichten müsse. „Daher müssen Sie sich,“ setzte er hinzu, „an einen in den Führungen Gottes erleuchteten Gewissensfreund wenden, damit Sie in einer so wichtigen Sache nichts aus Ihrem eigenen Antriebe thun; und um zu erkennen, ob Sie in der That zum Priesterthume berufen seien, so, ich wiederhole es Ihnen, berathen Sie hierüber wohl Gott, berathen Sie Ihr eigenes Herz, berathen Sie Personen, die viele Erfahrung und Klugheit besitzen! Das Gebet wird Ihnen Licht erlangen; Ihr Herz wird Ihnen Ihre Neigung zu erkennen geben; und wenn Sie über das, was Ihnen Gott im Gebete entdecken, und was Ihnen Ihr Herz sagen wird, einem weisen Beichtvater genau Rechenschaft ablegen, so wird er Ihnen sehr helfen, eine schickliche und heilsame Standeswahl zu treffen.“

So vernünftige Rätthe machten Eindruck auf Bernhard; er befolgte sie und vertraute sich den Händen eines geschickten Führers an, der für gut fand, daß er, bevor er Gott etwas verspreche, während den drei Jahren, da er Theologie studiere, seinen Beruf prüfe; und um ihn zu vermögen, daß er sich diesen Vorschub gefallen lasse, lehrte er ihn, die gläubige Seele dürfe Gott nicht vorlaufen, son-

dern sie müsse Ihm nur folgen, nicht sich selbst führen, sondern sich von den Antrieben des heil. Geistes leiten lassen. „Vielleicht wird es noch lange gehen,“ setzte er hinzu, „bis Gott Ihnen antwortet; werden Sie aber darüber nicht ungeduldig! Er hat seine Zeiten und Augenblicke; diese müssen Sie abwarten und Seine Verzögerung anbeten, so daß Sie sich damit begnügen, zu Ihm zu sagen: Mein Herz ist bereit; o Herr, mein Herz ist bereit, Dir zu gehorchen! Weder zur Rechten noch zur Linken will ich von dem Wege des Heils abweichen, den Du mir zeigen wirst.“

Eine so lange Prüfung schreckte den jungen Bernhard nicht ab; im Gegentheil befaß er sich während dieser ganzen Zeit ein noch erbaulicheres Leben zu führen; zweimal im Monate empfing er die heil. Sakramente; er versagte sich auch die erlaubten Freuden und Lustbarkeiten, die sonst unter den jungen Leuten seines Alters gewöhnlich waren, und gab sich täglich alle Mühe, sich die Tugenden und Kenntnisse zu verschaffen, die ihm für den Stand, nach dem er so sehnlich verlangte, nothwendig waren. Endlich erklärte ihm sein Führer, nachdem er ihn lange Zeit und Flug geprüft hatte, daß die Lebensweise, wozu ihn Gott berufe, ganz sicher der Priesterstand, und an diesen die Gnade seines Heils geknüpft sei. Jetzt blieb Bernhard unter der Leitung eines so weisen Führers keinen Augenblick mehr unschlüssig, Gott zu geloben, daß er sich eines Tags Seinen heil. Altären widmen, sein übriges Leben durch Keusch leben, auf ewig der Welt entsagen, und sich so Jesu Christo hingeben wolle, daß er sich nie mehr von Ihm trennen werde.

German vernahm sogleich von seinem Zöglinge, daß nun sein Beruf entschieden sei, und daß er sich völlig dem Herrn geweiht habe. Da eröffnete Bernhard gegenseitig sein Herz in Bezug auf ein Vorhaben, das er schon lange Zeit in seiner Seele herumtrug, nämlich in irgend einem Kloster Religios zu werden, auf daß er daselbst sein übriges

ges Leben in der Buße, in der Furcht vor Gottes Gericht und in Uebung der Demuth zubringe. Dieses Vorhaben machte auf den jungen Mann einen lebhaften Eindruck und ermunterte ihn noch mehr, sein Vorhaben auszuführen; er konnte nicht umhin, einen Mann zu bewundern und zu verehren, der bei einer so tiefen Gelehrsamkeit, und obichon er ein so inneres und verborgenes Leben führte, doch nur darauf dachte, sich auf die Ewigkeit vorzubereiten. Alle Beide wandten von nun an sich an den heil. Nikolaus, Bischof von Myra, und wählten ihn zu ihrem besondern Beschützer, auf daß er ihnen einen glücklichen Erfolg ihres Unternehmens erbitte. Und sie fanden an ihm wirklich einen viel vermögenden Fürbitter; denn er ließ sie in ihrem Gebete deutlich erkennen, daß Gott sie beide zu etwas Außerordentlichem bestimme, den Einten nämlich dazu, daß er einst eines der vorzüglichsten Lichter des heil. Benediktiner-Ordens, den Andern, daß er die Stütze der Kirche und der Vater der Unglücklichen werden solle.

§. 4.

Rückkehr des heil. Bernhard nach Menthon; Plan, ihn zu verheirathen.

Bernhards Aeltern konnten indessen die Abwesenheit ihres Sohns nicht länger aushalten; daher befahlen sie ihm, Paris zu verlassen, und so bald als möglich auf das Schloß Menthon zurückzukommen. Da nun der Gehorsam gegen Vater und Mutter eine Pflicht ist, die man sich ohne Sünde nicht erlassen kann, so machte sich auch dieser würdige Sohn sogleich auf den Weg, um zu ihnen zurückzukehren. Seine Ankunft verursachte den beiden Aeltern die größte Freude; und sie vergaßen nichts, um ihm dieselbe auf jede Weise zu bezeigen; auch die Adelichen aus der Umgegend kamen, um diesem jungen Herrn ihren Antheil an seiner Rückkehr an den Tag zu legen.

Allein Bernhard, der schon seit langer Zeit den Weltfreuden entzagt hatte, war gegen diese Freundschaftsbezeugungen so unempfindlich, daß sie ihm vielmehr nur Ueberdruß und Unruhe zu verursachen schienen, so zwar, daß sein Vater, der seine Gleichgültigkeit bemerkte und seine Gedanken darüber nicht mehr verhehlen konnte, ihm liebevoll den Vorwurf machte, es scheine, die Erweise ihrer Zärtlichkeit machen wenig Eindruck auf ihn, er müsse es entweder noch bedauern, Paris verlassen zu haben, oder die Art, wie man ihn empfangen, müsse ihm kein Vergnügen machen.

Der tugendhafte Sohn antwortete ihm aber ehrerbietig darauf: die zärtlichen Erweise seiner Liebe rührten ihn so sehr als möglich, und seine Eltern dürften völlig davon überzeugt sein, daß er gerne jeden Ort verlassen würde, um sich zu ihnen zu verfügen; und da er darauf sein düsternes Wesen mit der Müdigkeit von der Reise, die er so eben gemacht hatte, entschuldigte, so stellte sich sein lieber Vater mit diesem Vorwande leicht zufrieden. Um aber seinen Sohn, wie er wähnte, zu erheitern, entdeckte er ihm nun seine Absicht, warum er ihn von Paris zurückberufen habe: „Du siehst, mein Sohn,“ sagte er zu ihm, „den Zustand unseres Hauses; nur dadurch, daß du dich verheirathest, kann es fortbestehen; Vermögen glauben wir hinlänglich hinterlassen zu können, daß du glücklich leben kannst. Nun haben wir dir aber auch in dieser Absicht während deiner Abwesenheit eine Person ausgesucht, die deiner würdig ist, nämlich das Fräulein von Miolans.“ Sie war es auch wirklich; denn das Haus des Barons von Miolans war eines der glänzendsten des Landes, und da Margarethe die einzige Tochter desselben, und also auch die alleinige Erbin all der großen Güter dieser berühmten Familie war, so hielt es Hr. von Menthon für klug, die Heirath seines Sohnes mit derselben ohne Zeitverlust zu unterhandeln. Was ihn noch mehr dazu antrieb, war

dies, daß sie sich ebenso durch die Schönheit ihrer Person, als durch die bewunderungswürdigen Eigenschaften ihres Geistes auszeichnete.

§. 5.

Sein Widerstand gegen die Heirath, und inständiges Verlangen derselben von seinen Aeltern.

Durch bloßes Ueberreden läßt sich die Liebe Niemanden beibringen; daher hörte auch Bernhard alle diese Vorschläge nur an wie solche, die man von sich weist; da ihn nämlich die Ehrfurcht vor seinem Vater verhinderte, sich offen dagegen zu erklären, so sagte er weder Ja noch Nein, sondern zeigte sich äußerlich sehr überrascht; und so wie bräutliche Liebe seinem Herzen durchaus unmöglich war, so suchte er es aus allen Kräften bei seinem Vater dahin zu bringen, daß er ihm wenigstens noch gestatte, die Ausführung seines Wunsches zu verschieben; er bat ihn flehentlich um die Gnade, noch von keiner ehelichen Verbindung mit ihm zu reden, und setzte dieser Heirath seine Jugend und seinen Wunsch, die Welt zu sehen, entgegen.

Allein der Vater, der nicht von der Art war, daß er sich so von den Ausflüchten seines Sohnes hinhalten ließ, zeigte sich so unerbittlich, daß weder Jugend noch Reize ihn zu überreden im Stande waren: „Da hilft kein Wanken,“ sagte er zu ihm, „du mußt dich entschließen, das Fräulein von Miolans zu besuchen; solch eine Partie bietet sich nicht so alle Tage an, daß man gleichgültig dagegen sein dürfte. Man hat schon zu viel dafür gethan, als daß man es nun stecken lassen könnte. Du mußt deinem lieben Vater, der es herzlich gut mit dir meint, vertrauen und dich überlassen, und als ein gehorsames Kind von

ihm leiten lassen.“ Darauf nahm er noch einen zornigen Ton an, und drohte ihn zu enterben, wenn er nicht auf's baldeste seinem Verlangen entspreche. Auch seine Mutter drang in ihn, zu gehorchen; sie nahm aber hiebei ihre Zuflucht zu den Künsten ihres Geschlechts, d. h. sie überhäufte ihn mit tausend Liebkosungen, stieß Seufzer aus, schloß ihn liebevoll in ihre Arme und sagte zu ihm, während sie ihn mit Thränen benetzte: „Ach, mein lieber Sohn! Kannst du es wohl über das Herz bringen, deinen Vater und mich durch deine Widerseßlichkeit, dich zu verheirathen, ins Grab zu stürzen? Da du noch jung bist, wir aber uns schon in einem vorgerückten Alter befinden, so solltest du doch etwas weniger Eigenwillen zeigen. Denn von wem sollten wir denn noch einigen Trost erwarten? Immer haben wir gehofft, daß du das Glück unserer noch übrigen Tage ausmachen werdest, und daß wir sie mit der Freude werden endigen können, uns in deinen Kindern wieder aufleben zu sehen. Eine Mutter redet an dein Herz, eine Mutter, die dich bis dahin immer so sehr geliebt hat. Wenn du also auch nicht so viele Zärtlichkeit gegen sie hast, daß du ihren Bitten etwas gewährest, so verweigere es doch wenigstens nicht ihren Thränen und den Schmerzen, die sie einst empfunden, als sie dich zur Welt brachte.“

Da der Herr und die Frau von Menthon sahen, daß sich ihr Sohn immer noch der Heirath, die sie ihm vorschlugen, widersetze, so bildeten sie sich ein, sein Lehrer könne ohne Zweifel viel an seinem Widerstande schuld sein, und folglich mußten sie ihm darüber starke und ernsthafte Vorwürfe machen; was auch auf der Stelle geschah. Aber German, der selbst vor Begierde, seinem Berufe zu folgen, brannte, ergriff mit heimlicher Freude diese Gelegenheit, da Hr. von Menthon mit ihm unzufrieden war, um sich nach Talloir zu begeben, wo einige Ordensgeistliche unter der Regel des heil. Benedikt lebten, und wo

dieser tugendhafte Priester die innere Ruhe fand, die er wünschte und schon seit langer Zeit suchte. Indessen hatte Germans Abwesenheit keinen bedeutenden Einfluß auf den Entschluß Bernhards, sondern im Gegentheil, so wie die Sterne nie heller funkelten, als nachdem die Sonne untergegangen ist, ebenso glänzten auch seine Tugenden nie so schön, als da er seinen Hofmeister nicht mehr bei sich hatte; und da die Reinigkeit vorzüglich immer seine Lieblingstugend war, so zeigte sich diese immer auch an ihm am schönsten. Doch hatte sein Vater die Hoffnung, mit dieser Heirath seine Absicht erreicht zu sehen, noch gar nicht verloren; und er glaubte, einem jungen Menschen möchte es eben nicht so schwer fallen, von seinem Eigensinne abzulassen, besonders wenn er diejenige, die man ihm zur Braut vorschlage, zu Gesicht bekäme; daher drang er neuerdings in ihn und befahl ihm, er soll sich bereiten, dem Herrn von Miolans eine Visite abzustatten, da dieser ihn ebenfalls nach seiner Zurückkunft von Paris besucht habe.

Die Gelegenheit war ohne Zweifel für die Absichten seines Vaters außerordentlich schön; denn das Fräulein von Miolans hatte so viel Anziehendes, daß Herr von Menthon davon hoffte, es werde auf seinen Sohn mehr wirken als alle Vernunftgründe; und in der That wußte dieses Fräulein, nebstdem daß sie einen sehr sanften Charakter besaß, mit allen ihren Handlungen so viel Anmuth und Anstand zu verbinden, daß sich kaum erwarten ließ, der junge Bernhard werde ihren Reizen widerstehen, und sie nicht vielmehr sogleich einen starken Eindruck auf sein Herz machen.

Sie reisten also nach Miolans, und nachdem sie sich einige Zeit mit dem Herrn und der Frau unterhalten hatten, durfte der junge Baron nicht anders, als er mußte ihrer Tochter besonders seine Aufwartung machen; dieses that er denn auch als ein Mann von Geist und auf eine höfliche Weise, wie sich dessen auch die strengste Tugend

niemals weigerte. Wirklich brauchte er nicht lange bei dieser liebenswürdigen Person zu verweilen, so gefiel er ihr so wohl, als sie Andern, und seine Person, seine Art, sich zu benehmen, sein Geist sprachen so vortheilhaft für ihn, daß sie ihn nur mit Bewunderung ansah.

Hr. von Menthon, sehr vergnügt über diese Zusammenkunft, zweifelte nicht mehr, daß diese Reise all den Erfolg, den er bezweckt, gehabt habe, und weil er glaubte, daß man es nicht in die Länge ziehen dürfe, diese Heirath ins Kleine zu bringen, so sprach er selbst darüber mit dem Baron von Miolans. Bei diesem fand er so günstiges Gehör, daß es dieser vor Freude darüber allen seinen Verwandten sagte, die ebenfalls Alle von Herzen wünschten, daß die Heirath bald zu Stande kommen möchte. So wie man nun dasjenige, was man sehnlich wünscht, leicht glaubt; so sprach man auch mit dem jungen Baron und dem Fräulein nicht anders mehr davon, als von einer schon ausgemachten und abgeschlossenen Sache; man eilte den Heirathsvertrag zu verfassen; er wurde sogleich dem jungen Baron zum Unterzeichnen vorgelegt, und — mag er es nun nicht gewagt haben, seinen Entschluß und seinen Widerwillen gegen die Heirath zu entdecken, oder mag er gehofft haben, irgend ein Zufall könne in der Folge die Vollziehung derselben verhindern, — er sah sich wider seinen Willen ihn zu unterzeichnen genöthigt.

§. 6.

Vorfall am Vorabende vor der Hochzeit. Wunderbare Flucht.

Da die Sache einen so guten Anfang genommen, so drang Hr. von Menthon mit Ungeduld darauf, daß sie vollends zu Stande komme; er war für Alles besorgt und ertheilte überall hin seine Befehle, damit Alles auf eine sei-

nem Stande würdige Weise vorgehe. Während aber der Vater und das ganze Haus alle Hände voll zu thun hatten, schien der Sohn allein sich am wenigsten zu beschäftigen. Indessen war nun der Hochzeittag von den Aeltern beiderseits festgesetzt worden, und man reiste am Vorabende desselben mit einem prächtigen Gefolge nach Milans, um die Braut abzuholen. Ihr Einzug in das Schloß von Menthon und ihr Empfang daselbst waren ihrer würdig; aber der vermeintliche Bräutigam, dessen Geiste sein zu Paris abgelegtes Gelübd stets vorschwebte, und der nun die Dinge schon so weit vorgerückt sah, befand sich in einer äußerst peinlichen Lage; er verheelte indessen seinen Kummer vor der Gesellschaft, und da er es mittlerweile nicht wagte, sich ernsthaften Ueberlegungen zu überlassen, oder Jemanden um Rath zu fragen, so verschob er es auf den Abend, wenn Alle sich zur Ruhe würden begeben haben, seine Zuflucht zum Gebete zu nehmen, welches das beste Mittel ist, sich in den größten Verlegenheiten Licht und Kraft zu verschaffen. In dieser Absicht verschloß er sich allein in sein Zimmer, warf sich darauf vor einem Kreuzsbilde auf seine Knie, und betete mit kindlichem Vertrauen:

„O Herr! Du siehst, in welcher schrecklicher Noth und Verlegenheit ich mich befinde! Du weißt, was ich Dir versprochen, und wie ich ewig Dir einzig angehören will! Dieß kann ich aber nur vermittelt einer Tugend, wegen der Du die allerfeligste Jungfrau Maria zu Deiner Mutter erwählt hast! Ich kann mich nicht mit einer Gattin verbinden, ohne daß ich aufhöre, so lange und so wie ich soll, Dein eigen zu sein! Darum hilf mir, o Herr, wenn Dir mein Opfer wohlgefällig ist, Dir es darzubringen! Lehre mich, wie ich entrinnen soll, und zeige mir eine Zufluchtsstätte, wohin ich entfliehen kann!“ Darauf wandt er sich an den heil. Nikolaus und sagte zu ihm: „Großer Heiliger! Du hast dich einst gegen Jungfrauen, welche die

Noth bald ins Verderben gestürzt hätte, so gnädig bewiesen! Wirst du mir nun deinen Beistand versagen, um den ich dich bitte, auf daß ich, wie ich meinem Gott versprochen, Jungfrau bleiben kann? Du hast es mir ja zu erkennen gegeben, daß der Herr mich dazu bestimmt habe, auf immer ganz Ihm anzugehören! So hilf du mir, o großer Heiliger, auch noch einmal, Ihm meinen Leib und meine Seele in unverletzlicher Reinigkeit zu weihen!“

Wie leicht wird man erhört, wenn man nur Gelübde thut, um dem Himmel zu gefallen! Der heil. junge Mann verrichtete dieses Gebet mit einer solchen Inbrunst und mit einem solchen Vertrauen, daß er eine himmlische Stimme in sich vernahm, die ihm sagte, er soll unverzüglich das Schloß verlassen, und er werde Jemanden finden, der ihm sage, was Gott von ihm verlange. Bevor er aber entrann, hielt er sich für verpflichtet, seinem Vater noch vorher seine Flucht in einem Briefe zu berichten, den er versiegelt auf dem Tische zurückließ. Da er nun sah, daß er unmöglich durch die Hausthüren entinnen könne, weil sie verschlossen waren, so öffnete er das Fenster seines Zimmers, hob seine Augen gen Himmel, bezeichnete sich mit dem heil. Kreuzzeichen, und stürzte sich hinunter; darauf schlug er den ersten Weg, der sich ihm darbot, ein, und gelangte nach einigen Tagreisen vor die Thore der Stadt Aosta oder Augg im Piemont, wo er den ehrwürdigen Archidiacon, Vater vom Isere-Thale antraf; dieser empfing ihn sehr huldreich und überließ ihm Alles, was ihm im Kloster angehörte oder von ihm abhing, indem er ihn schon dazumal, aus einem geheimem Vorgefühl, für einen von Gott gesandten Mann ansah.

Unterdessen bewirkte die Flucht, welche dem hl. Bernhard die Ruhe gebracht hatte, im Schloße seines Vaters nicht das Nämliche; denn kaum war der folgende Tag angebrochen, so giengen schon die Bedienten desselben nach dem Zimmer seines Sohnes, um ihn anzukleiden; da man

aber die Thüre geschlossen fand, so klopfte man an, man rief ihm, man erkundigte sich, ob ihn Niemand gesehen habe; endlich befahl die Gesellschaft, die mit dem Priester und der Braut schon in der Kapelle war, aus Besorgniß, es möchte ihm in der Nacht irgend ein Unfall begegnet sein, die Zimmerthüre aufzubrechen. Wie groß war nun das Erstaunen Aller, als man statt desjenigen, den man suchte, auf dem Tische nur einen Brief liegen sah, dessen Inhalt folgender war:

An Herrn von Menthon.

„Mein Herr! Ich würde mich der Ehre, Ihr Sohn zu sein, unwürdig machen, wenn ich Ihnen das Vorhaben, das ich schon seit langer Zeit in meiner Seele hege, verschwiege. Dieß mein Unternehmen ist so rechtmäßig, daß ich mich nicht weniger verfehlen würde, wenn ich es Ihnen verhehlte, als wenn ich es auszuführen unterließe; denn wenn mich auch die Sorgfalt, die Sie auf meine Erziehung verwendet haben, erkennen und empfinden läßt, wie sehr ich Ihnen dafür erkenntlich sein soll, so sagt sie mir doch auch, daß ich den ersten und vorzüglichsten Dank dafür Gott schuldig bin, daß, weil Sein Wille all dem Unsrigen vorgeht, man Ihn also anhören soll, wenn Er redet, Ihm gehorchen soll, wenn Er befiehlt, Ihm folgen soll, wenn Er ruft, und treu Ihm das Wort halten soll, wenn man es Ihm gegeben hat. Da nun der glückliche Zeitpunkt, diesen rechtmäßigen Pflichten Genüge zu thun, angekommen, so ist mir nicht mehr erlaubt, ihn zu verschieben. Tadeln Sie also mein Benehmen nicht, wenn ich Alles verlasse, um ihn zu benutzen! Wissen Sie, lieber Vater, daß ich schon von meinem Aufenthalte in Paris an Gott zugehöre, und zwar daß ich Sein bin, nicht bloß wie die Uebrigen, durch die heil. Taufe, sondern nebstdem noch vermöge des Gelübdes einer unverletzlichen Keuschheit, das sich aber mit den Glücksumständen und der Gat-

tin, die Sie mir geben wollen, übel vertragen würde. Die Furcht, es zu brechen, bewirkt also, daß ich heute auf die Einten und die Andere Verzicht leiste, um künftig kein anderes Vermögen mehr zu besitzen, als die Vorsehung, und keine andere Braut, als das Kreuz. Ich bitte meine liebe Mutter inständig, daß Sie mit Ihnen die Entschlüsse meines Herzens genehmigen wolle; denn ich trenne mich nur von Ihnen, auf daß wir uns eines Tags alle einander in den Wohnungen der ewigen Seligkeit wieder finden mögen.

Bernhard von Menthon.

Man kann sich leicht vorstellen, in welche Bestürzung diese Kunde seiner Flucht den Vater versetzte; er theilte den Brief der ganzen Gesellschaft mit, die diese Entweihung nicht weniger rührte, als ihn. Hr. von Miolans aber schrieb sie dem zu, daß man seine Tochter verachte, und beschloß, was es ihn auch kosten möge, sich Genugthuung dafür zu verschaffen. Man mochte ihm versichern, wie man wollte, daß man an der vermeintlichen Beschimpfung gar keinen Theil habe; vergebens nannte man diesen heil. Flüchtling einen zweiten Alexius, vergebens brachte man, um den Zorn des Herrn von Miolans zu besänftigen, alle Vernunftgründe vor, die solche, denen zum allgemeinen Besten das Vermitteln am Herzen liegt, nur immer ersinnen können; alles dessen ungeachtet behauptete dieser Herr, man habe die Ehre seiner Familie offenbar beschimpft, nahm seine Gemahlin an den Arm, befahl seiner Tochter ihm zu folgen, und beschloß, während er nach Miolans zurückkehrte, sich sogleich mit dem Schwerte dafür zu rächen.

Da haben wir nun eine offene Fehde = Erklärung des Hauses von Miolans gegen das von Menthon! Und allerdings wären diese Häuser nicht die Ersten gewesen, zwi-

schen denen ein Bruch dieser Art den grausamsten Krieg veranlaßt hätte; denn wie viele Beispiele liefert uns die Geschichte, daß Liebe und Ehre sich nicht weniger fürchtbar zu rächen wissen, wenn sie sich verachtet glauben, als sie gegen Günstbezeugungen gefühlvoll und erkenntlich sind! Herr von Menthon, der an dem vermeintlichen Schimpfe im Geringsten keinen Theil hatte, sandte seine Freunde, und gieng sogar selbst hin, um sich bei Hrn. von Miolans zu entschuldigen; da er aber sah, daß Alles dies, statt seinen Zorn zu besänftigen, ihn nur noch mehr erbitterte, so kehrte er nach Hause, entschlossen, sich zu vertheidigen.

Aber Gott, der den unschuldigen Urheber dieses Streites in seinen Dienst berufen hatte, der die Herzen der Großen in seiner Hand hat, und die Aufwallungen ihrer Leidenschaften stillt, wann es Ihm gefällt, ließ nicht zu, daß die Sache traurigere Folgen hatte. Und gerade Margaretha von Miolans mußte in der Hand der Vorsehung das Werkzeug dazu sein; sie, auf die jener vermeintliche Schimpf vorzüglich fiel, und die nach der Weise, wie verachtete Geliebte gewöhnlich thun, ihre Eltern noch zur Rache hätte aufreizen sollen, eben sie wurde die Friedensstifterin zwischen diesen beiden Familien. Da nämlich diese edle und tugendhafte Person eine eben so starke Neigung zum Kloster hatte, als ihr Bräutigam Abneigung gegen die Welt, so wirkte sie so geschickt auf das Herz ihres Vaters, daß sie endlich jeden Keim von Haß, Rachsucht und Feindschaft zwischen diesen zwei Häusern erstickte, und somit eine völlige Einigkeit zwischen denselben wieder herstellte. Diese christlich-schöne Handlung krönte sie aber endlich noch dadurch, daß sie sich durch die Ablegung der Ordensgelübde in einem Kloster nahe bei Grenoble selbst Gott weihete; und hier führte sie ein so frommes, tugendhaftes Leben, daß sie sich von Tag zu Tag mehr beeiferte, einst im Himmel die selige Gefährtin desjenigen zu werden, den sie auf Erden nicht zu ihrem Gatten haben konnte.

Sein Aufenthalt beim Archidiacon von Aosta, wo er regulirter Chorherr, Priester, Archidiacon und Generalvikar wird.

Doch kehren wir wieder zu unserm heil. Flüchtling zurück! Bernhard war nun in der Stadt Aosta angelangt. Da er aber all sein Glück nur darin suchte, daß er von Gott allein gekannt werde, so verschwieg er sehr sorgfältig sein Land und seine Familie; sogar seinen Namen veränderte er und nahm statt dessen den eines kleinen Landgutes an, das von der Baronin von Menthon abhieng; dem Archidiacon allein entdeckte er, wer er sei; und um sich noch unkenntlicher zu machen, bat er ihn, daß er ihm das geistliche Kleid verschaffen, und ihn die kirchlichen Ceremonien und das Abbeten der kirchlichen Tagzeiten lehren, mit Einem Worte, ihn in allen Pflichten unterrichten wolle, die ein Mann, der die heil. Weihen empfangen will, wissen muß. In allem diesem machte er so gute Fortschritte, daß der Archidiacon, sein Führer, nicht müde werden konnte, die göttliche Güte dafür zu preisen, daß Sie ihm einen solchen Mann zugesandt habe; denn sein äußeres Wesen, seine edlen Manieren, seine Gesichtsbildung, und all sein so geordnetes Betragen bewirkten in kurzer Zeit, daß, obschon er immer nur für einen unbekannten Fremdling angesehen werden wollte, doch von dem an Jedermann das Haus des Archidiacons für ein gesegnetes und außerordentlich glückliches Haus ansah. Auch wenn der ehrwürdige Peter vom Isere-Thale sich beim Bischofe und den Chorherren, seinen Mitbrüdern, befand, sprachen sie gewöhnlich nur von den Verdiensten unsers Heiligen, so daß sie sich alle nur nach einer Gelegenheit sehnten, ihn an ihr Kapitel zu knüpfen. Dieß geschah, wie sie es wünschten; denn da sie auf nichts Anderes warteten, als daß er

sich selbst erklären, so that er dieß auch mit so vieler Demuth und mit so deutlichen Zeichen seines Berufes, daß sich ein Jeder ein wahres Vergnügen daraus machte, ihren geistlichen Verein mit einer solchen Zierde zu schmücken; daher nahmen sie ihn sogleich einhellig in ihr Chorherren-Stift auf, das sich dazumal an die Regel des heil. Augustin hielt.

Bernhard hatte sich in allem dem nur von Gottes Stimme leiten lassen; und somit zeigte er sich auch gleich Anfangs so gewissenhaft in seinem Wandel, so beflissen beim öffentlichen Gottesdienste und den kirchlichen Tagzeiten, so sittsam und andächtig in der Kirche, daß er bald die Verehrung aller seiner Mitbrüder gewann, die ihn ihrem Bischofe, dem berühmten Bozo, vorstellten, auf daß er ihm die Priesterweihe ertheile. Bald darauf starb der ehrwürdige Archidiacon, sein Wohlthäter, und man mußte ihm einen würdigen Nachfolger geben. Auch da fand die Wahl keinen Anstand; denn da ein Jeder das erledigte Amt für eine Belohnung ansah, die den Verdiensten des zuletzt Angekommenen gebühre, so wurde er im Jahre 956, drei und dreißig Jahre alt, einstimmig zu dieser Würde erwählt. Und auf welchen Andern hätten sie die Augen werfen sollen, damit er gleichsam das Auge ihres Bischofs werde, als auf ihn, dem schon Alles bekannt, und der Alles zu leisten im Stande war, was zur Unterstützung und Verherrlichung der Kirche Gottes erfordert wurde? Wem hätte man die Aufsicht und Leitung der Geistlichen besser übertragen dürfen, als ihm, dessen Lebenswandel so geordnet, dessen Sitten so unschuldig, dessen Lehre so rein war, daß sogar solche, auf die sonst nichts Eindruck machte, sich nicht erwehren konnten, ihn zu bewundern?

Der Bischof von Aosta, der seine Klugheit und Geschicklichkeit kannte, bat ihn, daß er die vielen Arbeiten und Sorgen seines Oberhirtenamtes mit ihm theile; in dieser Absicht ernannte er ihn zu seinem Generalvikar, und

verließ sich in der Regierung seines Bisthums in Allem auf ihn. Da läßt sich nun leicht denken, wenn man den großen Eifer unsers heiligen Erzdiakons für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen erwägt, wie bald das Aosta-Thal unter seiner Verwaltung eine ganz neue Gestalt gewann! Gleich Anfangs bemühte er sich, die Wissenschaften, die zu seiner Zeit sehr vernachlässigt wurden, wieder aufblühen zu machen; und deswegen stellte er in der Stadt Aosta für die untern und höhern Lehranstalten geschickte Lehrer an; auch auf den Dörfern errichtete er niedere Schulen, damit die Jugend in den Geheimnissen unserer heil. Religion unterrichtet würde; vorzüglich aber ließ er es sich angelegen sein, die Pfanden nur tugendhaften und fähigen Männern anzuvertrauen; auf seinen kirchlichen Visitationen brachte er die Altäre wieder in einen ehrwürdigen Zustand, und führte unter der Geistlichkeit die strenge Beobachtung der heil. Canones und der Kirchenzucht, die Uebung des Gebets, das Studiren und die Regelmäßigkeit bei den geistlichen Verrichtungen wieder ein.

§. 8.

Er vertilgt den Götzendienst auf den Alpen. Sturz des Riesen auf dem Jupiter-Berg.

Während er so jeden Tag mit irgend einem guten Werke bezeichnete, entdeckte er mit Schmerz, daß auf den Penninischen Alpen noch Götzendienst getrieben wurde. Um aber diesen Zug in dem Leben unsers Heiligen, der Einer der merkwürdigsten darin ist, genau kennen zu lernen, muß man wissen, daß dieser Theil der Alpen deswegen die Penninischen genannt wurde (wie er auch heut zu Tage noch diesen Namen trägt), weil Lucius Lucilius, ein römischer Hauptmann, dem Gotte Pennin hier eine

Statue und einen Altar errichtet hatte. Als aber hernach Terenzius Varro auf seinem Rückzuge von der Schlacht bei Cannä, wo er geschlagen worden, über dieses Gebirg reiste, rächte er sich für sein Unglück an dieser Statue dadurch, daß er sie niederreißen und an ihre Stelle das Bild Jupiters setzen ließ. Von dieser Zeit an und nachdem sich schon vorher Hannibal, der karthaginensische Feldherr, mit einem Kriegsheere von hundert tausend Mann innerhalb vier Tagen einen Weg durch dieses Gebirg gebahnt hatte, um aus Gallien nach Italien zu ziehen, wurde die Verehrung, die man jenem Gözen erwies, unter den Römern so berühmt und beliebt, daß sie keinen Krieg mehr unternahmen, ohne hier vorher ihre Gelübde dargebracht und Jupiter um seinen Schutz angefleht zu haben. Dieser Gözendienst verbreitete sich nachher auch unter die Leute, welche das Land beim Eingange aus den Alpen in das Aosta-Thal bewohnten, und erhielt sich da so lange, daß man sogar zur Zeit unseres Heiligen dieser Statue noch Gebete und Opfer darbrachte. Um nun dieser jämmerlichen Verblendung abzuhelpen und jene Abgötterer zur Erkenntniß der wahren Religion und zur Anbetung des wahren Gottes zurückzuführen, unternahm der heil. Bernard nach seinem unermüdlichen Eifer in diesem Lande das mühsame Werk einer Mission, und zwar mit einem außerordentlichen Erfolge; denn durch seine Predigten und Ermahnungen voll Kenntniß, Eifer und wahrhaft apostolischer Liebe hellte er nicht nur den Verstand jenes rohen Volkes auf, sondern er rührte auch so kräftig sein Herz, daß er es bald aus der Finsterniß der Abgötterei errettete und zum Glauben der heil. katholischen Kirche bekehrte; das Gözenbild Jupiters riß er herunter und ließ es zertrümmern, wie einst Gedeon mit Baals Gözenbilde verfuhr. (Richter. C. 6.).

Von da reiste unser Heilige wieder durch das Aosta-Thal nach Tharantaise, um auf den Grajischen Alpen (so

heissen sie, weil eine Legion Grajen, während sie dieselben überstiegen, da unter dem Schnee erstickten) eine porphyrne Säule niederzureißen, die ein reicher Gözendienner, Namens Polykarpus, hier hatte errichten, und einen Karfunkel, oder blut-rothen Rubin darauf setzen lassen, um dem Volke beizubringen, dieß sei das Auge, womit Jupiter die Bedürfnisse seiner Anbeter sehe. Auch diesen Karfunkel zerbrach unser Heilige, gleich dem Moyses, der das goldene Kalb in Asche verwandelte (Moyss. 32.), er stürzte jene Säule um und verbot dem Teufel im heiligen Namen des lebendigen Gottes, künftighin den Frieden dieser Orte zu stören; ja er hatte sogar den Trost, durch seine Gebete und Belehrungen dem Polykarpus zum Lichte des Evangeliums zu verhelfen.

Richard vom Isere-Thale, der Nachfolger des heil. Bernhard in seinem Amte als Archidiacon und Augenzeuge so vieler heldenmüthigen Handlungen, die jener eifrige Apostel der Alpen verrichtete, erzählt in seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten: es sei zu jener Zeit auf diesem Gebirge ein berühmter Zauberer gewesen, Namens Brokus, ein Anbeter jenes Gözenbildes, und seines hohen Wuchses wegen der Riese genannt, der an allen Vorbeireisenden unzählige Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten verübt habe, so daß er viele grausam ermordete; dieser habe nun, da der heil. Bernhard hinüberreiste, um die Statue Jupiters niederzureißen, ein so furchtbares Geschrei erhoben und über die Begleiter des Heiligen eine so dichte Finsterniß verbreitet, daß er kaum ihnen Muth einzusößen im Stande war: „Bernhard wurde, sagt dieser Archidiacon, von neun französischen Pilgern begleitet, zu denen er sich gesellt hatte, und die auf ihrem Ueber gange über die Alpen außerordentlich mißhandelt worden waren, so daß ihnen der Riese, gleichsam vermöge des Zehnten-Rechts, eben Einen ihrer Gefährten entrißsen hatte. Sobald nun der Heilige mit diesem Gefolge

den Gipfel des Berges erreicht hatte (den Bischof, die Geistlichkeit und das Volk, welches Prozessionsweise mitgekommen, hatte er unten gelassen), verwandelte eine dicke Gewitterwolke den Tag in finstere Nacht; man hörte Donner rollen, man sah Blitze leuchten, Wetterstrahlen neben sich einschlagen; und der Teufel ließ dabei ein so furchtbares Geschrei und Geheul ertönen, daß wir Bernhard mit seiner kleinen Schaar schon ganz für verloren hielten; zudem fiel ein starker Hagel, ein sehr heftiger Wind stürmte daher, und der Schnee, der in großen Flocken herabfiel, schien Bernhard und die neun Pilger völlig vergraben zu wollen.“ Diesem fügt er noch hinzu, nachdem sie endlich zu dem Gößen gelangt, zu dessen Füßen sich jener riesenhafte Zauberer befand, so habe sich dieses höllische Ungeheuer unter der Gestalt eines Drachen gezeigt, bereit, sie Alle zu verschlingen; der Heilige aber habe, um ihn zu entkräften, das heil. Kreuzzeichen über ihn gemacht und darauf, voll unerschrockenen Eifers und mit einem heiligen Vertrauen, ihm eine Stola an den Hals geworfen, die sich durch ein plötzliches Wunder, mit Ausnahme der zwei Enden, die er in der Hand hielt, in eine eiserne Kette verwandelte; so unterwarf er dieses boshafte Ungeheuer seiner Gewalt, und die Gegenwärtigen tödteten es, nach dem Beispiele Daniels, der dem furchtbaren Drachen, der sich auf den Trümmern des Gößen Beels zeigte, den Tod gab (Dan. 14). Noch heutzutage werden die zwei Enden dieser Stola des heil. Bernhards im Reliquien-Schatz der königlichen Abtei St. Moriz im Wallis aufbewahrt.

Die Einten glauben, der Riese habe bei der Annäherung des heil. Bernhard die wahre Gestalt eines Drachen; Andere aber, er habe die Gestalt angenommen, unter der die Maler gewöhnlich den Teufel vorstellen. Wieder Andere sagen bloß, er habe sich unter einer furchtbaren Gestalt sehen lassen, wobei sogar Feuer aus seinen Nasenlöchern sprühte. Daher kommt es auch, daß man ihn

gewöhnlich als einen zu den Füßen des heil. Bernhart angeketteten Drachen abmalt, wie denn auch wirklich dieser Niese wegen seinen teuflischen Blendwerken, Zauberereien und Verwandlungen wohl für einen Teufel in Menschengestalt gelten konnte. Deswegen sagt man auch gewöhnlich im Lande, der heil. Bernhard habe den Teufel auf dem Jupiterberge angekettet, oder wie man ferner verbreitet, er habe diesen höllischen Geist in die Schluchten des Berges Mailet verwiesen, der ein unzugängliches Gebirg zwischen dem Wallis und dem Aosta-Thale ist, und zwei Stunden vom Kloster gegen Abend liegt. Was aber ebenfalls behauptet wird, daß man nämlich auf diesem Berge immer eine schwarze Wolke, oder eine Art Rauch sehe, ist eine bloße Fabel; denn allerdings lautet eine Volksage, unser Heilige habe dem Teufel, dessen Diener jener Niese war, zu seinem Aufenthalte einen Ort angewiesen, wo er nicht mehr schaden konnte, wie dies oft sogar in der Formel der Exorzismen vorkommt, dem Beispiele Jesu Christi gemäß, der auch die Teufel, denen er in eine Heerde Schweine zu fahren erlaubt hatte, in das Meer stürzte (Matth. 8.) *). Auch ist wahrscheinlich, daß, weil dieser Berg äußerst steil und für die Menschen unzugänglich ist, er eben derjenige sei, wohin jener böse Geist vom Diener Gottes verwiesen worden ist; doch, daß die-

*) Merkwürdig ist, daß gerade in unsern Tagen, da die Gottheit Jesu Christi so frech angegriffen wird, dieser unser Erlöser Seine göttliche Würde nicht nur durch das Wort, nämlich durch die Predigten und den übrigen Unterricht Seiner Diener, sondern auch durch Seine Kraft, wie in den Tagen Seines Erdenlebens, an Tag giebt, indem Er sowohl durch die Gewalt der geistlichen Exorzismen Seine Uebermacht über den Satan, als durch die wunderbaren Erfolge der kirchlichen Benedictionen an Kranken Seine göttliche Macht und Liebe offenbar zeigt, wie Tausende, die es erfahren, bezeugen können. Der Herr verleihe, daß der lebendige Glaube an Ihn überall erwache, und durch die körperlichen Heilungen das ewige Heil der Seelen bewirkt, und vor Allem die Ehre Gottes befördert werde! Amen.

ger Ort sich immer durch eine schwarze Wolke auszeichne, ist nicht wahr.

Mehr Wahrscheinlichkeit aber hat dieses, daß der Leib dieses Riesen, gleichsam als ein Denkmal des Sieges unsers Heiligen, in eine Höhle oder Grotte, ganz nahe an dem Kloster oder an dem Häuschen, das man dazumal erbaute, sei gelegt worden; denn da man zu dem Kirchengebäude, das heut zu Tage noch steht, ein neues Fundament grub, fand man einen Stein in der Gestalt eines Sargs, worauf diese Inschrift stand: Hic jacet Magus, nomine Procus, Minister Diaboli, „Hier liegt der Zauberer, Prokus genannt, ein Diener des Teufels,“ nebst dem noch ein Stückchen von einer eisernen Kette, ein Halsband nebst einigen Knochen von diesem ungeheuren Gerippe, und namentlich ein Schienbein von einer wirklich riesenhaften Größe, so daß man daraus schließen mußte, der Leib dieses Zauberers könne wohl eine Höhe von etwa dreizehn bis vierzehn Fuß gehabt haben. Uebrigens weiß man nicht, durch welchen Unfall alles dieß verloren gegangen ist; heut zu Tage ist in dem Kloster nichts mehr übrig als das Stückchen Kette, von der die Volksage versichert, daß sie noch die nämliche sei; denn die authentischen Schriften hierüber müssen nothwendig, da das mildthätige Kloster zweimal völlig abbrannte, leider verloren gegangen sein.

§. 9.

Er baut zwei Hospitien, oder Gasthäuser.

Nachdem unser Apostel auf den Grajischen und Beninischen Alpen diese Siege über den allgemeinen Feind des Menschengeschlechts davon getragen, ahmte er die irdischen Eroberer nach, die in den Ländern, die sie erobert haben, Festungen erbauen lassen, um sich gegen den

Einfall ihrer Feinde zu vertheidigen; denn eben so wollte auch er diese zwei Gebirge gegen die Angriffe des Teufels sichern, und hier eine sichere Zufluchtsstätte für die Reisenden errichten; in dieser Absicht legte er im Jahre 962 glücklich die ersten Fundamente zu den zwei Hospitien, die noch heut zu Tage nach seinem Namen, das Eine der große, und das Andere der kleine St. Bernhard heißen. Er führte dieses aus sowohl mit einigem Gelde, das er von dem Einkommen seiner Pfründe erspart hatte, als auch vermittelt Geschenken des Bischofs von Aosta und mehrerer anderer frommen Personen in der Umgegend, die, weil sie den großen Nutzen dieser Hospitien für die Reisenden einsahen, ihm beträchtliche Summen dazu hergaben, womit er in kurzer Zeit diese Häuser so in Stand setzte, daß er alle Reisenden darin beherbergen und ihnen durch seine Geistlichen zu Hülfe kommen konnte, die er da unter dem Titel und unter der Regel der regulirten Chorherren des heil. Augustin stiftete, wie sie auch heut zu Tage noch fort dauern.

Dasjenige, was wir jetzt den großen St. Bernhard nennen, und ehemals das Hospitium vom Julpiter-Berg hieß, liegt im untern Wallis, wo man aus dem Aosta-Thale herauskommt, auf einer kleinen Fläche, oder auf einem offenen Plage, den die auf beiden Seiten sehr hohen Felsen bilden; man tritt hinein durch die Erweiterung, die einst Hannibal in die Felsen der Alpen hat machen lassen, obgleich heut zu Tage diese Erweiterung oder dieser Eingang wegen der Länge der Zeit, außer einigen kleinen Stellen, blos mehr von Natur zu sein scheint. Am Fuße dieses Hospitiums sieht man einen kleinen See oder Teich, der vom geschmolzenen Schnee gebildet wird und folglich keine Fische nährt, so wie er auch alle Jahre fast neun Monate lang mit Eis bedeckt ist. Dieß Hospitium ist von Felsen umgeben, die es beinahe in einem länglich-runden Zirkel einschließen; auf dem Gipfel derselben ist bestän-

dig Schnee, und sie sind von oben bis unten so unfruchtbar, daß durchaus kein Holz darauf wächst und kaum noch ein wenig Gras zur Weide einer kleinen Anzahl Schafe, so zwar, daß man alle nöthigen Lebensmittel vermittelt einer großen Menge Pferde, welche das Kloster unterhält, aus der Stadt Aosta und aus dem Wallis, d. i. von der einten Seite sechs, von der andern Seite acht Stunden weit muß herführen lassen.

Ob schon nun die Liebe Gottes und des Nächsten der einzige Beweggrund war, warum dieses Hospitium gestiftet worden, so hat nichtsdestoweniger der Himmel zugelassen, daß es zweimal mit einem beträchtlichen Verluste von Urkunden und Hausgeräthe abbrannte (denn der Herr prüft die, so Er liebt, und erweckt durch Unfälle die mitleidige Liebe). Man mußte sich deswegen lange mit einer sehr engen Wohnung behelfen; seither aber, nämlich seit dem Jahre 1555, in dem der letzte Brand vorgefallen, führte man es wieder ein wenig geräumiger auf, und vorzüglich baute man eine ziemlich schöne Kirche — alles dieß aus dem Ertrage der außerordentlichen milden Steuern, die man in den benachbarten Ländern zu sammeln genöthigt war; besonders aber vermittelt der ansehnlichen Geschenke der Walliserherren, die den heil. Bernhard zum Beschützer ihres Kantons gewählt, und darum sich auch jetzt noch für seine vielvermögende Fürbitte allzeit dankbar erweisen, indem sie immer noch zur Unterstützung der dortigen Gastfreiheit beträchtliche Gaben dahin senden.

Man kann allerdings mit Grund voraussetzen, daß dieses Haus zur Zeit, da es erbaut wurde, entweder in Vergleichung mit demjenigen, das abgebrannt ist, oder auch in Hinsicht auf die geringe Anzahl der zu dieser Zeit Vorbeireisenden, geräumig genug geschienen habe. Gleichwohl ist gewiß, daß, wenn es gegenwärtig noch einmal so viele Zimmer hätte, als darin sind, dieß noch zu wenig wäre, um die Menge Menschen, die des Kriegsdienstes oder des Han-

dels wegen, aus Noth oder aus Andacht täglich aus allen Gegenden Europa's hier vorbeireisen, aufzunehmen und zu beherbergen; denn man sieht da oft einen so großen Zulauf von Leuten, daß einige wegen zu enger Räume das Bett entbehren müssen. Noch trauriger ist, daß man vor langer Zeit dieser großen Unbequemlichkeit hätte abhelfen, nämlich hinlänglich größer bauen können, wenn das Kloster nicht auf verschiedene Weise viel von seinen Einkünften verloren hätte.

So wie die Menschen aller Art, von welchem Stande, Range, Religion und Geschlecht sie sein mögen, in diesem Hospitium eine unentgeltliche Aufnahme finden, so begnügen sich auch die daselbst wohnenden Geistlichen nicht damit, alle Reisenden, und einen jeden nach seinem Stande so gut und ausständig als sie können, zu empfangen; sondern sie besolden noch gesondert Bediente dafür, daß ihnen diese auf beiden Seiten des Berges entgegengehen, einige Stärkungsmittel, wie Brod, Wein u. a. m. bringen, und, so gut sie können, hinaufzusteigen helfen; ja die Geistlichen selbst sehen sich bei gewissen Gelegenheiten ohne Furcht jeder Gefahr und Beschwerde aus, um den Kommenden Hülfe zu leisten; sie machen sich dieß zu einer unerlässlichen Pflicht, wenn sie es für nöthig finden; hernach behalten sie die Fremdlinge bei sich und bewirthen dieselben, bis ihnen Zeit und Gesundheit zu verreisen gestattet; und wenn sie verreisen, so geben sie ihnen durch das Gebirge noch Begleiter mit, bis sie sich außer den Gefahren, die in diesen Höhen zu befürchten sind, und in Sicherheit befinden.

§. 10.

Die fünf vorzüglichsten Gefahren des Berges.

Damit man dasjenige, was so eben gesagt worden, besser verstehe, muß ich hier bemerken, und es ist sogar

wichtig es zu wissen, daß es fünf verschiedene Fälle giebt, in denen unser Berg für die Reisenden Todes-gefährlich wird, nämlich die Schneelawinen, die Menge Schnee auf der Straße, der dicke Nebel, ein zu heftiger Nord- oder Heiterwind, und eine übermäßige Kälte.

1. Die Lawinen sind Haufen Schnee, der entweder mitten im Winter, wann es ganz frisch und in großer Menge geschneit hat, oder auch im Frühlunge, wann der Schnee wieder weich zu werden und zu schmelzen anfängt, von der Höhe der Felsen herabrutscht und niederstürzt. Zur einten und andern Zeit, da sich der Schnee von den Felsen losmacht, oder sich auch durch seinen Fall und sein Gewicht von einander theilt, stürzt er auf die Wege herab; und dieß geschieht, bald wegen der Höhe, von der er herabkömmt, bald, weil er im Herabfallen sich immer mehr anhäuft und schwerer wird, mit einer solchen Heftigkeit, daß schon der Wind, der vor ihm her weht, leicht die stärksten Männer umwirft und bisweilen erstickt, bevor sie von der Lawine erreicht werden; ja solch eine Schneemasse ist oft im Stande tausend Menschen unter sich zu begraben, und läuft bisweilen noch beinahe eine Meile weit in das Thal herab, so zwar, daß, wenn man das Unglück hat, sich zur Zeit, da diese großen Lawinen fallen (die man unmöglich immer voraussehen kann), gerade auf der Straße zu befinden, man dem Tode, weder durch Flucht noch durch Widerstand, durchaus nicht entgehen kann. Der Fels, von dem die gefährlichsten und meisten Lawinen herabfallen, heißt gemeiniglich der Todtenberg, wegen der großen Menge Menschen, die unter denjenigen, die gewöhnlich von diesem Felsen herabfallen, schon begraben worden sind.

2. Auch die Menge Schnee auf der Straße, entweder weil ihn der Wind zusammengeweht und, in der Nelpersprache so genannte, Gwehten gebildet, oder weil es erst stark geschneit hat, hält die Reisenden sehr oft auf,

hüllt sie in Nacht ein, und setzt sie außer Stand zum Kloster zu gelangen; ja es ist ein großes Wunder, wenn sie sich dann durcharbeiten, weil sie nämlich entweder zu müde werden, oder die Kälte oder die häufigen Stürme ihnen heftig zusetzen, oder auch, weil sie sich von der Straße verirren. Freilich sind die meisten von diesen, denen dieß Unglück begegnet, arme Leute, die, um sich Kosten zu ersparen, so geschwind als möglich das Kloster zu erreichen suchen, oder Bettler, die kein Geld haben, um sich von einigen Bauern aus dem Dorfe, wovon sie herkommen, den Weg bahnen zu lassen. Gleichwohl gerathen noch viele Andere, die alle mögliche Vorsicht brauchen, von Zeit zu Zeit in dieses Unglück wegen der großen Menge Schnee, und dieß besonders, wenn (wie oft auf den Abend geschieht) ein etwas heftiger Wind hinzukommt, der den Schnee hin und her jagt, und so dichte und so heftige Schneewirbel und Gestöber verursacht, daß der Reisende, so stark er auch sein mag, nicht mehr zu athmen, noch seinen Weg vor sich hin zu sehen vermag; in dieser äußerst gefährlichen Lage wird er von Zeit zu Zeit genöthigt, sich mit dem Angesicht auf den Schnee niederzulegen, um nicht in einem Augenblick zu ersticken; immer ist es aber ein großes Glück, wenn er sich aus dieser Todesgefahr rettet, weil, da er nicht mehr weiß, wo er ist, und nirgends eine Spur von Weg sieht, die Furcht, die Kälte, die Müdigkeit und die Nacht seine Mörderinnen werden.

3. Der dicke Nebel ist ebenfalls nur zu oft die traurige Ursache des Todes mehrerer Reisender sowohl im Sommer als im Winter, besonders wenn frisch gefallener Schnee den Weg bedeckt und verbirgt, so daß sich sogar die Geistlichen des Hauses selbst und die Bedienten, obschon sie alle benachbarten Orte ganz wohl kennen, bisweilen darauf verirren. So geschieht dann, daß Fremdlinge, die so durch dicke Nebel ihre Straße zu finden und ihr zu folgen abgehalten werden, entweder eine unrechte einschlagen und

in Schluchten und Abgründe stürzen, oder, wenn sie sich entschließen, an dem Orte, wo sie sich in Noth befinden, zu übernachten, da gar oft vor Kälte und Müdigkeit umkommen. Zwar ist freilich dieß Unglück im Winter mehr zu befürchten als im Sommer; doch hat man schon solche gefunden, die mitten im Augustmonat so gestorben sind.

4. Bisweilen überfällt auch ein heftiger Nordwind, gewöhnlich Hinter-Wind genannt, die Reisenden, und bringt ihnen unvermerkt den Tod. Dieß geschieht, wenn ein Mensch, ermüdet und im Schweiß, auf der Höhe des Berges sich ein wenig zu lange an die Luft setzt und ausruht; dann verursacht jener heftige und rauhe Nordwind, daß sein Schweiß, so zu sagen, an seinem Leibe gefriert, es geht eine Art Antiperistasis gegen seine natürliche Wärme vor, die ihn überfällt, und, wenn nicht andere Menschen da sind, die ihn aufwecken, ihn nach und nach eine Ohnmacht und einen tödtlichen Schlaf zuzieht. Dieß würde fast unglaublich scheinen, wenn es nicht die Erfahrung nur zu sehr lehrte. Ein überzeugender Beweis davon, wie heftig und rauh der Wind auf diesem Gebirge ist, sind übrigens viele Menschen, denen es, wenn sie bei ihrer Ankunft beim Kloster in ihrem Schweiß in die Kirche gehen, so oft übel wird.

5. Endlich fügt auch die unmäßige Kälte während des Winters den Reisenden wohl noch mehr Uebel zu, als die übrigen Unfälle; denn nicht nur macht sie, daß diejenigen erfrieren, die, weil sie sich unglücklicherweise verirren, die Nacht mitten im Schnee auf dem Berge zubringen müssen; sondern auch solche befinden sich, ohne irre zu gehen, in der größten Todesgefahr, denen, weil sie zu leicht gekleidet oder nicht von starkem Körperbau sind, bedeutende Gliedmassen erfrieren, und wenn sie selbst noch

dem Tode entgehen, so werden sie doch Krüppel, falls die Kälte ihnen leider bis auf die Knochen eindringt. Denn in diesem Falle giebt es kein Mittel, sie zu retten, als daß man ihnen den erfrorenen Theil abschneidet, der sonst kohlschwarz von selbst abfallen würde. Es verfließt kein Jahr, in dem nicht einige Reisende das traurige Opfer dieser außerordentlichen Kälte werden, indem die Einten auf dem Berge oder im Kloster sterben, die andern, nachdem sie lange gelitten, irgend ein Glied verlieren.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man zur Zeit des hl. Bernhards von der Kälte nicht weniger als gegenwärtig zu besorgen hatte; denn man bewahrt in der Sakristei des Klosters noch von jener Zeit her, als ein kostbares Denkmal der Liebe dieses großen Heiligen, einen kleinen kupfernen Ofen auf, der die Gestalt einer Kugel von der Größe einer Granate hat, und worin ein kleines eisernes Kügeldchen hängt; dieß kann man glühend machen und indem es die Kugel erhitzt, erwärmt es auch diejenigen, die ihre Hände davor halten. Man hält sogar, nach einer Volksage, dafür, der Diener Gottes, den immer ein heiliger Liebesseifer beseelte, habe diese Kugel durch das Gebirg tragen lassen, und dieses auch oft selbst gethan, um die Reisenden, die er da antreffen möchte, zu erwärmen.

Was nun aber auch an dieser Volksage sein mag, die indessen gar nicht verdächtig scheint, so sind doch alle die verschiedenen eben angeführten Thatsachen so wahr, daß kein Jahr verfließt, in welchem nicht einige traurige Unfälle die Wahrheit all des Gesagten bezeugen und dieß ungeachtet man alle mögliche Vorsicht anwendet, um die Reisenden vor jenem Unglücke zu bewahren, indem man sorgfältig längs der Straße aufgestellte Wegweiser oder Pfähle unterhält, indem man ihnen durch Bediente zu

Hülfe kommt, die in der schlimmen Jahreszeit, d. h. die in den Satzungen des Klosters vorgeschrieben ist, vom Wintermonat an bis in den Maimonat, alle Tage den Berg durchlaufen müssen und sogar auch, wie wir schon gesagt haben, die Geistlichen Hülfe leisten, die den Reisenden mit stärkenden Mitteln entgegen gehen, wenn sie wissen, daß Einige kaum hingelangen könnten, oder wenn sie vernehmen, daß die Hülfe der Bedienten nicht hinreicht.

Wie viele Leute würden also auf den Straßen dieses Gebirges umkommen, wenn unser Heilige nicht mit einer Liebe, die für ganz Europa wichtig und nützlich ist, Vorsehung getroffen hätte! Wie viele reisende Offiziere z. B. wie viele Rekruten, Handelsleute, Pilger, Bettler und Andere, die sich für stark genug und für wohl versehen halten, um den Berg von einem Ende zum andern übersteigen zu können, würden auf einmal in die Einte oder Andere der fünf oben genannten Gefahren gerathen und denselben unterliegen! Allerdings würden, wenn diese edle Gastfreiheit nicht statt fände, weniger Leute hinüberreisen; dann wäre aber auch die Zahl derjenigen, die da umkämen, nur noch größer, weil sie keinen Zufluchtsort fänden und also auch Niemanden, der so vielen Unglücklichen hülfreiche Hand reichte, die daher am öftersten in Verzweiflung sterben würden.

Wenn es aber für die Reisenden auf diesem Berge so viele Gefahren giebt, so hat auch das Kloster nicht weniger Kosten zu bestreiten, um ihren Bedürfnissen abzuhelpfen. Da nämlich zu jeder Zeit immerwährend so viele Menschen hinüberreisen, und diese Alle, wenigstens so viel es die Lage des Orts gestattet, nach ihrem Stande und ihren Bedürfnissen da Empfang und Unterhalt finden; so kann man sich leicht vorstellen, daß bedeutende Vorräthe an Brod,

Wein, Fleisch, Gemüse und Andern vonnöthen sind, um eine solche Gastfreiheit bestreiten zu können. Denn es ist nichts seltenes, daß man da an Einem Tage sieben bis achthundert Menschen zu essen giebt, und dieß besonders im Sommer, da viele bloß aus Andacht dahin kommen. Freilich ist der Zulauf nicht immer so zahlreich; doch kann man für ganz gewiß behaupten, daß Jahr für Jahr mehr als vierzigtausend Menschen hier vorbeireisen, welche die Gastfreiheit genießen, ohne von denjenigen zu reden, die entweder wegen der schlechten Bitterung oder aus Müdigkeit, oder wegen einer andern Ungelegenheit sich längere Zeit hier aufhalten müssen. Ueberdies sind die Zufuhren, besonders die des Holzes und des Weins, sehr gefährlich und unsäglich kostspielig. Die schauerlichen Abgründe, neben denen man vorbeireisen muß, die oftmalige schlimme Bitterung, der man auf diesen Höhen ausgesetzt ist, wo oft der Schnee im Augustmonat den Weg versperrt, der Lohn einer großen Menge Bediente und der Unterhalt von beinahe dreißig Pferden während fünf Monaten, die man die Hälfte dieser Zeit durch wegen Mangel an Futter und an der nöthigen Zeit sie weiden zu lassen, nur mit Brod erhalten kann, endlich die unumgängliche Nothwendigkeit, worin man sich in diesem Hause, das man das Aller-Weit-Haus nennen kann, befindet, immer Leute auf den Beinen zu haben, sowohl um die nöthigen Lebensmittel aus einer Entfernung von fünf bis sechs Stunden herzu schaffen, als um den Reisenden zu Hülfe zu kommen, — alles dieses erfordert unglaubliche Ausgaben und beweist selbst andern deutlich, daß ein jedes Scheit Holz, das dem Kloster geliefert wird, über fünf Schillinge (7 Kreuzer) zu stehen kommt. Rechne man demnach aus, wie hoch sich dieser einzige

Ausgabe = Artikel belaufen mag in einem Hause, wie dieses, wo man das ganze Jahr durch ein großes und immerwährendes Feuer unterhält, weil dasselbe ein Reisender gewöhnlich am nöthigsten hat. Freilich sehen sich nun jene liebevollen Ehorherren genöthigt, von Bisthum zu Bisthum milde Beisteuern einzusammeln, um von der christlichen Liebe der Gläubigen so viel zu erhalten, daß sie sich und ihre Stiftung daraus erhalten können; denn da das Kloster in Frankreich, England, Italien, in der Schweiz, in Savoyen und anderswo so viele Einkünfte verloren, so würde es ohne dieß aus seinem eigenen bestimmten Einkommen gegenwärtig seine großen obenangeführten Ausgaben nicht mehr oder kaum ein Vierteljahr durch bestreiten können. Jedenfalls hat man also doch wohl Ursache, nicht nur den heiligen Stifter dieser christlichen Anstalt zu preisen, sondern auch die inbrünstige Liebe der Söhne dieses glorreichen Waters und ihren Eifer für das Wohl ihres Nächsten dankbar anzuerkennen, so wie auch einen ganz besondern und sichtbaren Schutz von Oben, der es möglich macht, daß man eine so beschwerdevolle und doch so allgemeine Gastfreiheit immerfort unentgeltlich ausüben kann.

§. 11.

Von dem Hospitium, genannt der kleine St. Bernhard.

Diese allgemeine Gastfreiheit wird auch in dem sogenannten kleinen St. Bernhard ausgeübt, der ehemals das Hospitium der Jupitersäule (Columna Jovis) hieß, und vom großen St. Bernhard, wie alles übrige, was diesem zugehört, unmittelbar abhängt. Leider wurde sie schon

einigemal beim Ausbruch von Kriegen unterbrochen und die Gebäude wurden sogar niedergerissen und zerstört, was dem Hospitium auf dem großen St. Bernhard noch nie begegnet ist, weil dieß im Walliserlande liegt und also den Frieden und die Freiheit der Schweiz genießt; jenes hingegen sich in den Staaten Savoyens beim Eingang in das Aosta-Thal befindet. Es heißt der kleine St. Bernhard, erstens weil nicht so viele Leute da vorbeireisen und auch der Berg gewöhnlich nicht so gefährlich ist; zweitens um es vom Großen zu unterscheiden, das man auch die Probstei von St. Bernhard, das Mutter-Haus, das Profess-Haus nennt, da hingegen der kleine St. Bernhard höchstens eine Art von Priorat ist, wo sich oft nur ein oder zwei Geistliche mit zwei Bedienten befinden; drittens weil hier die Gastsfreiheit weit weniger kostspielig ist, als im Großen, indem, wie schon gesagt, selten Reisende hierdurch kommen und hier, wenigstens schon seit sehr langer Zeit der Brauch ist, daß man denselben nur sehr Wenig giebt, um ihnen auf ihrem Wege fortzuhelfen. Auch hat das Hospitium ein geringes bestimmtes Einkommen und man geht von da gar nicht weit aus, um für dasselbe Steuern zu sammeln.

Die Chorherren vom St. Bernhard beobachten die Regel des hl. Augustinus, und tragen, wenn sie in die Kirche gehen, das Rochet mit dem violetterthen Mozzet. *) Ihr Oberer, Propst genannt, trägt das goldene Kreuz und den Ring, wie die Bischöfe, auch den Krummstab, wie die Aebte, und das Rochet und den Chorherren-Pelz in der Form des großen Mozzets. Als Hospitaliers haben sie Satzungen oder Vorschriften zur Ausübung der Gast-

*) Das Chorhemd und Mäntelchen, welches die Prälaten, wenn sie zur Kirche gehen, tragen.

freiheit, die ihnen unmittelbar auf Befehl des hl. Stuhls sind verfaßt, und hernach ausdrücklich von mehreren Päpsten sind bestätigt worden. Als Chorherren aber besuchen sie auf diesem Berge zu jeder Zeit das Chor und zwar in einer ziemlich schönen und anständig geschmückten Kirche, wo sie das Lob Gottes mit solcher Erbauung singen, daß während der guten Jahreszeit an Sonn- und Feiertagen sehr viele Leute dahin kommen, um ihre Andacht zu verrichten, und sogar mehrere benachbarte Pfarren, besonders in öffentlichen Nöthen, jährlich prozessionsweise dahin wallfahrten. Auch bringen die Meisten von diesen, welche die Andacht dahin bewegt, bedeutende Opfer, besonders an Vieh, zur Unterstützung der Gastsfreiheit.

§. 12

Der hl. Bernhard schlägt das Bisthum von Aosta aus. Er wird von seinen Eltern besucht, die ihn sehen, ohne ihn zu kennen.

Diese zwei Häuser christlicher Mildthätigkeit, die auf den Trümmern des Götzendienstes sind gegründet worden, schienen nun Allen so wichtig und nützlich für die Sicherheit und Bequemlichkeit der Reisenden, daß man keinen Anstand nahm, dem hl. Stifter noch bei seinen Lebzeiten den glorreichen Namen eines Apostels der Alpen und eines Vaters der Armen zu geben. Und in der That, wenn, nach dem hl. Augustin, die Verrichtungen eines apostolischen Mannes in den drei folgenden bestehen, nämlich, daß er den Irrthum ausrotte, die Wahrheit pflanze und die Liebe befestige; so kann man

wohl sagen, daß der hl. Bernhard in Wahrheit der Apostel der Alpen gewesen sei, weil er da den Götzendienst und die Verbrechen, die dabei verübt wurden, abgeschafft, weil er das Kreuz Jesu Christi dafür hingepflanzt und endlich die christliche Mildthätigkeit auf eine so nützliche, so erbauliche und so dauerhafte Weise da eingeführt hat, daß sie nun schon seit achthundert Jahren ununterbrochen hier ihre Herrschaft ausübt.

Als der Bischof von Asta unter seinen Augen so viele Wunder sah, und vor Alter seine Kräfte abnehmen fühlte, so erklärte er dem hl. Bernhard, seinem General-Bischof, er wolle ihm sein bischöfliches Amt abtreten und, um ihn zu vermögen, daß er diesen ihm gemachten Vorschlag annehme, stellte er ihm vor, da er als General-Bischof schon dem Bisthume angehöre, ja an der Spitze desselben stehe, auch die für dieses Amt erforderlichen Kräfte und Eigenschaften besitze, so würde er zufrieden sterben, wenn er ihn als seinen Nachfolger sähe. Allein unser Heilige wollte kein Amt annehmen, ohne sich vorher Rathes zu erholen, ob es der Wille desjenigen sei, dem er den seinigen ganz unterworfen hatte, daher nahm er sich Zeit, um im Gebete an der Thüre des Vaters des Lichtes anzuklopfen und es nach der Lehre des Evangeliums (Luk. 14, 28.) auch mit sich selbst zu berathen, ob ihn der Himmel zu dieser Würde berufe. Nachdem er also diese vor Gott wohl überlegt und auch sich selbst wohl geprüft hatte, antwortete er dem berühmten Bozo, seine beiden Hospitien, die gegenwärtig all seine Freude ausmachten, gäben ihm auch am meisten zu thun und erforderten alle seine Kräfte, da er sich nebstdem genöthiget sehe, bald nach Rom zu reisen, um seine Stiftung bestätigen zu lassen und eine Regel für dieselbe zu er-

halten, so würde er seinem Gewissen und seinem Amte untreu werden, wenn er so viele Dinge miteinander übernehmen wollte; er bitte ihn also im Namen Gottes, seine Augen auf einen Andern zu werfen, der ihm nachfolgen möge. Diese demüthige Weigerung wurde für unsern Heiligen ein neuer Triumph, der ihm beinahe eben so rühmlich war, als diejenigen, die er in den Alpen über den Teufel und das Gözenbild Jupiters davongetragen; auch verbreitete sich sein Ruhm überall hin, überall lobte man seine Liebe, seine Demuth und seine übrigen Tugenden, wie denn auch wirklich diejenigen, die sich erniedrigen und demüthigen, so schon auf dieser Welt gerecht belohnt werden; in kurzer Zeit war der Diener Gottes in Italien, in Frankreich, in Savoyen, in Deutschland und an allen andern Orten gekannt, wo die Pilger oder Reisenden hinkamen. Alle redeten nur von ihm, als von einem göttlichen Manne; ein jeder bemühte sich, das Kloster zu beschreiben und genau zu schildern, wie sicher und bequem jetzt die Wege durch die Alpen seien und wie Jedermann in diesen Hospitien unentgeltlich Erfrischungen und Hülfe gereicht werden, so zwar, daß man diese bewunderungswürdige Stiftung der Frömmigkeit und christlichen Liebe nicht nur in der umliegenden Gegend, sondern sogar in den entferntesten Provinzen als ein großes Wunder kund that.

Eines Tages kamen unter Andern auch französische Pilger, die von einer Wallfahrt nach Rom durch das Dorf Menthon reisten, auf das dasige Schloß, um da ein Almosen zu erlangen. Da begegneten sie, mag nun dies von ungefähr oder durch göttliche Fügung geschehen sein, gerade dem Herrn und der Frau von Menthon, die sie fragten, woher sie kämen, wohin sie giengen und was

man Neues sage; sie antworteten, sie kämen von Rom und kehrten nach Frankreich zurück, und als Neuigkeit erzählten sie, wie jetzt weit mehr Reisende als vorher den Weg über die Alpen machten, wie der Generalvikar von Aosta mit einer unvergleichlichen Liebe allen Reisenden Hülfe leiste, wie sie selbst in seinen ganz neu erbauten Hospitien gar so gut aufgenommen worden, kurz dieser Herr werde von Allen für ein Gerechter, für ein Auserwählter, für ein Heiliger angesehen, der unaufhörlich Wunder wirke, so daß er, wie man sage, sogar ein Götzenbild zertrümmert, einen Riesen gebändigt, einen Teufel, der dieses Gebirg verwüstete, verjagt und dadurch unendlich viele Menschen bekehrt habe.

Diese Erzählung brachte die beiden Eltern plötzlich auf den Gedanken, diesen außerordentlichen Mann zu suchen, um sich über den Verlust ihres Sohnes von ihm trösten zu lassen; sie theilten ihr Vorhaben einem ihrer Freunde mit. Dieser stellte ihnen aber vor, ihr Alter werde eine so mühsame Reise kaum mehr aushalten und bot ihnen an, er wolle selbst hingehen und diesen unvergleichlichen Mann bitten, daß er in seinem hl. Opfer ihnen einige Nachricht von ihrem Sohne erbete. Doch es war nun einmal vom Himmel beschlossen, daß ihr Sohn von Niemanden andern, als von ihnen selbst sollte aufgefunden werden; somit dankten sie ihm für seine Gefälligkeit und baten ihn bloß, daß er ihnen das Vergnügen machen wolle, ihnen Gesellschaft zu leisten. Als nun endlich der zur Abreise bestimmte Tag angebrochen, rief Frau von Menthon alle Heiligen, die ihr in Sinn kamen, um ihre Fürbitte an, daß sie doch denjenigen, um desswillen sie diese Reise unternehme und so viele Sorgen, und Kummer leide, wieder finden möge; man verreiste

und als man in der Stadt St. Moriz im Wallis ankam, wollte sie, daß man da stille halte, um die Reliquien des Heiligen, von dem die Stadt ihren Namen hat, verehren zu können. Hier verrichtete sie nun ihre Andacht mit solcher Inbrunst, sie vergoß so viele Thränen und theilte so häufige Almosen unter die Armen aus, daß der Baron von Beaufort zu sagen sich nicht erwehren konnte, sie zwingen Gott gleichsam durch ihre guten Werke, ihr ihren Sohn wieder zurückzugeben, oder ihr wenigstens einige Kunde von ihm zukommen zu lassen. Die Sehnsucht, sobald als möglich auf dem Jupiter-Berg anzukommen, erlaubte ihnen nicht, sich noch anderswo aufzuhalten und so wie sie sich dem Berge näherten, fühlte der Herr und die Frau von Menthon gleichsam eine geheime Ahnung, daß sie über ihre Reise vergnügt zurückkehren werden; sie entdeckten dieß auf dem Wege dem Herrn von Beaufort, der sie, um sie zu trösten, in ihrer Hoffnung unterstützte. Sobald sie auf dem Jupiter-Berg ankamen, war der Erste, dem sie begegneten, der berühmte Archidiacon; beim ersten Anblicke bemerkten sie auf seinem Angesichte einen Zug der Frömmigkeit, den Gottes Hand selbst darüber verbreitet zu haben schien; und, obwohl nun schon mehr als sechs und zwanzig Jahre verflossen waren, seitdem er die Welt verlassen, so hatte er doch seine feine und höfliche Lebensart noch nicht vergessen. Ja so wie man mit dem Wechseln des Orts nicht ebenfalls seine Natur ändert, so behält auch der Mann vom Stande nichts so lange bei, als das großartige Wesen und die gute Erziehung, die er von früher Jugend an erhalten hat. Er empfing sie so höflich und freundlich, daß sie sogleich ein großes Vertrauen auf seine hohe Tugend setzten und die freudige Hoffnung in ihrem Herzen aufgieng,

durch ihn bald Kunde von ihrem Sohne zu erhalten, nach der sie sich so sehr sehnten.

Der Herr und die Frau von Menthon sahen also ihren Sohn und redeten mit ihm, ohne ihn zu erkennen; unser Heilige hingegen erkannte seine lieben Eltern, sobald er sie erblickte, und er ward innigst dadurch gerührt, wie denn auch der Tugendhafte bei solchen Anlässen die Aufwallungen der Natur ungeachtet aller Anstrengungen dagegen nicht völlig zu ersticken vermag. Es war den ersten Abend nach dem Nachtessen, als nur sie vier in einem Saale beisammen saßen; da wollte Herr von Menthon seinem Gastwirth die Ursache ihrer Herreise erzählen und er sagte zum Erzdiakon: „Wir haben von Leuten, die überhäuft von Ihren Wohlthaten, durch unser Land reisten, vernommen, daß Sie der Freund Gottes und Sein treuer Diener sind, und was wir nun hier selbst sehen, übertrifft noch Alles, was sie uns von Ihrer Weisheit und Ihren Verdiensten erzählt haben. Dieses und ein schwerer Kummer, der meine Gattin und mich drückt, bewogen uns zu dem Entschlusse, daß wir hie mit die Freiheit nehmen, hieher zu kommen, um uns von Ihnen trösten zu lassen und um, wenn es möglich ist, durch Sie, auf Ihr Gebet und vermöge Ihrer Opfer und Ihrer vielvermögenden Fürbitte bei dem Herrn über etwas Aufschluß zu erhalten, was uns schon lange tief betrübt.“ Darauf fieng er an von seinem Sohne zu reden und bat den Diener Gottes, ihm zu erlauben, daß er ihm die Geschichte davon erzähle.

„Da Sie es mir also erlauben,“ fuhr er fort, „so muß ich Ihnen sagen, mein Herr, daß Gott meiner Gattin und mir einen einzigen Sohn gegeben, der uns an Geist und Körper sehr wohl gebildet schien; wir machten

uns eine außerordentliche Freude daraus, ihn als ein Kind, das einst die Ehre unserer Familie aufrecht erhalten sollte, erziehen zu lassen; wir bemühten uns sogar, ihn an eine einzige Tochter zu verheirathen, die man wohl eine glückliche Parthie nennen konnte; denn es fehlte ihr nicht an Geburt, noch an Geist, noch an Schönheit, noch an Vermögen, und es war mit dieser Heirath bereits so weit gekommen, daß das Fräulein sich schon auf unserm Schlosse befand, um sich trauen zu lassen; dieß hätte auch den folgenden Tag geschehen sollen; aber, ach! da ereignete sich ein für meine Familie so trauriges Unglück, daß ich es Ihnen nur mit Schmerz erzählen kann. Den Tag vorher nämlich, bevor die Trauung vor sich gehen sollte, entfloß dieser unser geliebte Sohn, gleich einem zweiten Alexius; und, um Ihnen unser Leid vollends zu sagen, so war es uns, ungeachtet aller darauf verwendeten Mühe, bisher immer noch unmöglich, einige Kunde von ihm zu erhalten! Ach, wie glücklich wäre ich, fuhr er zu klagen fort, wenn ich wüßte, wo und wie ich ihn wieder finden könnte!“ Endlich beugte er auf einmal seinen Willen unter den Willen Gottes und sagte: „Doch ich sehe wohl, daß alle meine Wünsche unnütz sind; und da es der Wille Gottes ist, daß er mich verlassen hat, so willige ich darein, wenn er sich nur an einem sichern Orte befindet!“

Man kann sich leicht vorstellen, was unser Heilige während dieser Erzählung von dem Eindruck gelitten, den die Leiden seines Vaters auf sein Herz machten und welche Gewalt er sich anthun mußte, um äußerlich zu verbergen, was er im Innern empfand. Aber als ein wahrer christlicher Held nahm er alle Stärke und Festigkeit seines Gemüthes und die Beharrlichkeit seiner Tugend zusammen, um seine Rührung zu mäßigen, damit er nicht

bewegt oder beunruhigt scheine und so sich verrathe. Darauf antwortete er in einem sittsamen und zum Schein ruhigen Tone Folgendes! „Allerdings, mein Herr, willigt die Natur nicht leicht in dergleichen Verluste, und ich begreife wohl, daß ein einziger Sohn unter solchen Ausichten, wie Sie mir eben schilderten, sein väterliches Haus nicht verläßt, ohne Kummer und Unruhe zurückzulassen, und ohne daß man seine Abwesenheit tief bedauert. Indessen scheint mir doch derjenige, von dem Sie jetzt reden, so wohl geartet, daß ich ihn nicht für befähigt halte, ohne irgend einen Antrieb des hl. Geistes auf solche Weise Alles verlassen zu haben. Trösten Sie sich also, mein Herr! Denn gewiß kann vielleicht eines Tages die Entfernung Ihnen die größten Freuden verschaffen! Hoffen Sie auf Gott; denn, so wie wir vermuthen müssen, daß Er selbst es ist, der ihn dahin berufen hat, wo er nun sein mag, so wird Er auch selbst Ihnen denselben wieder zurückstellen, wenn Sie am wenigsten daran denken werden.“

Frau von Menthon nahm nun ihrerseits das Wort, und nachdem sie sich über ihr Herzenleid herausgelassen, lenkte sie das Gespräch auf die Unklugheit der Frauen, die immer Gelübde ablegen, um Kinder zu bekommen.

„Auch ich, mein Herr,“ sagte sie, „hegte die nämlichen Wünsche; aber ich habe ihre Verblendung nie besser kennen gelernt, als nach dem Verluste eines solchen Sohnes, den mir der Himmel gegeben hatte; und gewiß, ich beneide gegenwärtig das Glück der unfruchtbaren Weiber; wenigstens sind sie doch frei von den schlimmen Mächten, die die Mütter bei dem beständigen Wechsel des Glückes von der Furcht zu leiden haben, ihre Kinder möchten elend werden, oder doch sie irgend ein Unfall treffen; denn wenn der Welt-

Heiland sich nicht von Maria und Joseph trennen konnte, ohne sie in der Besorgniß zu lassen, es möchte Ihm irgend ein Unglück begegnet sein, obschon sie von der göttlichen Weisheit Seines Wandels überzeugt waren; so muß man nicht glauben, daß eine Mutter, wie ich, die ihren einzigen Sohn verloren, vergnügt leben könne und nicht vielmehr Ursache habe, das Glück derjenigen zu beneiden, die nie Mutter gewesen sind; denn wenn ich geblieben wäre, was diese, so hätte ich doch wenigstens jetzt den Kummer nicht auf dem Herzen, der mich zu Boden drückt.“

„Madame, antwortete ihr unser heilige Archidiacon, „man mag sich in einem Stande befinden, worin man will, so giebt es Niemanden, dem Gott nicht ein Kreuz zubereitet hat; der jungfräuliche und der unfruchtbare Stand haben die ihrigen ebensowohl wie der fruchtbare, und eine christliche Mutter soll nicht weniger bereit sein, ihr Kind zu verlieren, als es zu behalten, wenn sie erwägt, daß es ohne Gottes Anordnung auf Erden weder eine Vereinigung noch eine Trennung giebt, und daß dasjenige, was man Kreuz, Kummer, Trübsal nennt, ein Geheimniß ist, dem man sich leicht unterwerfen würde, wenn man wüßte, was es für Süßigkeiten enthält. Ja, Madame, viele Süßigkeiten sind unter diesem Geheimnisse des Kreuzes und der Leiden verborgen; zwar läßt es, wie der brennende Dornbusch des Moyses nur spitziqe Stacheln und verzehrende Flammen sehen, welche die Quelle vieler Seufzer und Thränen sind; wenn man sich aber die Mühe gäbe, sich diesem geheimnißvollen Dornbusche zu nähern, so würde das Göttliche, das er in sich schließt, der Grund der dauerhaftesten Freuden werden. Ja Madame, welche eine Freude würden sich die

christlichen Mütter verschaffen, wenn sie dächten, daß ihre Kinder sie nur deswegen verlassen, um Jesu Christo nachzufolgen, und daß, wenn sie auch einige mühsame Augenblicke zu bestehen haben, sie denn doch den Vorzug besitzen, einigermaßen an der Herrlichkeit der Martyrer Theil zu nehmen! Dieses sollte man ernstlich erwägen, und gegen alle Unfälle des Schicksals glauben, daß der Gott, den sie anbeten, gütig genug ist, für ihre Leitung zu sorgen; denn da er nun einmal Jonas im Bauche eines Wallfisches, Daniel in der Löwen-Grube, die babylonischen Knaben im Feuerofen, Joseph im Gefängnisse, die Israeliten in der Wüste nicht vergessen hat, so läßt sich nicht zweifeln, daß Er für diejenigen, die Alles verlassen, um Ihn zu folgen, auch heute noch ähnliche Wunder wirke. Damit mißbillige ich, Madame, den Wunsch der Mütter nicht, daß ihr Kummer gelindert werde; ja ich würde in diesem Falle den Welt-Heiland selbst tadeln, der Seinen Vater um Abwendung jener Leiden bat, von denen Er sich bedroht sah; wenn nun aber die ersten Regungen der Natur vorüber sind, so muß man wieder zur Vernunft und zum Glauben zurückkommen, und, wie jener unser göttliche Lehrer, sich den Fügungen der Vorsehung unterwerfen. Uebrigens, Madame, da Sie von mir verlangen, daß ich über die gegenwärtige Lage Ihres Sohns den Herrn im Gebete um Rath frage, so wollen Sie mir erlauben, daß ich mich wegbegebe, um Ihn am Fuße des Altars um Sein göttliches Licht anzusuchen.“

Sogleich gieng der heilige Archidiacon in die Kirche, und warf sich vor dem hl. Sakramente nieder, wo er sein Herz in kindlichem Vertrauen ergoß: „Herr, mein Gott,“

betete er unter Thränen, „da du mir heute die Gnade erweistest, diejenigen wieder zu sehen, die mir das Leben gegeben haben, obschon ich mich sorgfältig verborgen, und gerne auf immer den Menschen unbekannt leben wollte, was soll ich nun bei diesem Anlasse thun? Die Natur scheint von mir zu fordern, daß ich mich ihnen entdecke, um sie von ihrem Kummer und ihrer Unruhe zu erlösen; die Gnade hingegen scheint es mir zu verbieten, damit mein für sie empfindsames Herz mir in dem, was ich unternommen, nicht zum Hinderniß werde. Heiliger Nikolaus! Ich bitte dich, hilf mir und leite mich auf diesem schlüpfrigen Pfade, auf daß ich nur dem anbetungswürdigen Willen Jesu Christi, meines göttlichen Herrn, folge!“

Darauf ließ ihn die Salbung der Gnade im Innern vernehmen, daß die Gebete und guten Werke seiner Eltern gen Himmel gestiegen, und die Zeit, sie dafür zu belohnen, angekommen sei; daß sie, weit entfernt, ihn in seinen Unternehmungen zu hindern, dieselben vielmehr unterstützen werden, und daß, sowie nichts ohne Fügung der göttlichen Vorsehung geschehe, eben diese sie auf den Jupiter-Berg geführt habe, damit sie hier mit eigenen Augen sähen, was seine Liebe zu Stande gebracht, und selbst durch ihre Schenkungen, Almosen und ihr Vermögen dazu beitragen könnten.

Während unser Heilige betete, konnten sich seine Eltern, die ihn genau betrachtet hatten, einer geheimen Ahnung nicht erwehren, daß der Erzdiakon jener ihr lieber Sohn sei, der ihnen so viele Unruhen machte, und sie entdeckten dieselbe einander in ihrem Gespräche: „seine Art sich zu benehmen,“ sagte Herr von Menthon, „seine Rede, seine Gebährden

kommen mir wieder ganz ins Gedächtniß; und doch befürchte ich, mich andererseits zu täuschen; denn seine Gesichtszüge, die in meiner Seele immer lebendig geblieben, scheinen mir nicht ganz die nämlichen, nur seine strenge Lebensweise hätten sie also auslöschen können.“ „Und ich,“ erwiderte Frau von Menthon, „muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich, während er mit uns redete, mehrmals versucht war, ihn als meinen Sohn zu umarmen; mein Geist, mein Herz, mein Innerstes, alles wird in mir rege, wenn ich ihn sehe, und je mehr ich ihn anschau, um so mehr fühle ich mich gedrungen auszurufen: Ach! das ist mein Sohn!“

§. 13

Er entdeckt sich endlich seinen Eltern.

Während der Herr und die Frau von Menthon in Gegenwart des Herrn von Beaufort auf gleiche Weise so über ihre Meinungen nicht ins Klare kommen konnten, trat unser Heilige wieder zu ihnen ins Zimmer und benahm ihnen ihren Zweifel und ihre Unruhe. „Wohlan, sagte er zu ihnen, trösten Sie sich! Ihr Sohn ist vollkommen gesund; wenn er Sie auch verlassen hat, so geschah das nur, um seinem Berufe zu folgen!“ Nun konnte er sich nicht mehr länger verstellen, noch seine Thränen zurückhalten und er sprach zu ihnen; „Ich bin es selbst, ich bin Ihr Sohn Bernhard!“ Darauf warf er sich unter Thränen seinem Vater in die Arme, der innigst gerührt zu ihm, wie einst Jakob zu Joseph, sagte: „Jetzt will ich freudig sterben, da ich dein Angesicht wieder gesehen habe.“

Frau von Menthon, die bei dieser Erzählung ohnmächtig geworden, fiel ihm, nachdem sie wieder zu sich ge-

kommen, um den Hals, drückte ihn aus allen Kräften an ihr Herz und rief aus: „O glücklicher Tag! O seliger Augenblick! O unendlich freudige Reise! O unverhofftes Wiedersehen! Ja der Engel des Herrn hat uns an diesen Ort geführt. Ewig sei der so gütige Gott dafür gepriesen.“ Darauf umarmte sie ihn von neuem, und sagte: „O mein Sohn! Du Licht meiner Augen! Du Freude meines Herzens! Du Gegenstand aller meiner Wünsche! Heute machst du all meinem Trauern, all meinen Seufzern und Leiden ein Ende! Jetzt, da ich dich sehe, da ich dich in meinen Armen halte, da ich dich wieder besitze, habe ich keinen andern Wunsch mehr, als den, bald meinen Gott zu sehen und zu besitzen.“

Nach dem Baron von Beaufort, seinen Puthen, brachte die Freude, ihn wieder zu sehen, ganz außer sich, und daher machte er sogleich den Vorschlag, man müsse sich bewerben, ihm ein Bisthum zu verschaffen; unser Heilige antwortete ihnen aber unverzüglich, sie würden sich damit vergebliche Mühe machen. „Denn,“ sagte er ihnen standhaft, „ich würde es eben so ausschlagen, wie ich es mit dem von Aosta gethan habe; die glänzenden Würden und Aemter, besonders in der Kirche, machen mich zittern, wenn ich erwäge, wie große Talente sie erfordern, welche Gefahren sie mit sich führen, und welche eine strenge Rechenschaft man dafür ablegen muß.“

Da sie nun sahen, welche große Liebe er zur Einsamkeit hatte, so boten sie ihm an, ihm eine Einsiedelei zu bauen, wie er wünsche, und sogar, wenn er wolle, eines ihrer Schlösser nebst allen seinen Einkünften dazu herzugeben, damit er sich mit seinen Ehorherren davon erhalten könne. Allein der Heilige sagte ihnen auch für diese ihre großmüthigen Anerbietungen tausendmal Dank und ent-

deckte ihnen, daß er das Gelübde abgelegt habe, nie seinen Ort noch seinen Stand zu ändern; darauf bat er sie, ihn nur insoweit mit ihrem Vermögen zu unterstützen, daß seine Hospitien fortbestehen könnten. Dieß bewilligten ihm die glücklichen Väter sehr gerne und traten nun voll Trost über seine fromme Denkungsart wieder den Weg nach Menthon zurück an, entschlossen, diesen ihren lieben Sohn nun Demjenigen zu überlassen, der ihnen denselben nur anvertraut hatte. Er begleitete sie noch einige Stunden auf ihrem Wege und da er sich bei ihnen auch um das Fräulein von Miolans erkundigt hatte, so bat er sie, einen Brief an dieselbe mitzunehmen. Endlich sagten sie einander noch ihr letztes Lebewohl und, nachdem sie einander das Wiedersehen in der glücklichen Ewigkeit angewünscht, trat ein jeder seinen Rückweg an; der Erzdiakon nahm wieder seinen Weg nach dem Jupiter-Berg, und der Herr und die Frau von Menthon nebst dem Baron von Beaufort kehrten nach ihrem Schlosse zurück, wo die süße Rückerinnerung, ihren Sohn gesehen zu haben, sie allen Mißtrost seiner Abwesenheit vergessen ließ.

Da diese beiden frommen Christen Gottes Güte nicht genug bewundern konnten, daß Er sie ihren Sohn wieder hatte finden lassen, so nahmen sie sich jetzt fest vor, demselben auf dem Wege der Tugend zu folgen, und damit sie sicherer darauf wandeln möchten, wählten sie sich Herrn German, der ihren Sohn so wohl geleitet hatte, zum Führer; sie baten ihn also in Betracht seiner hohen Tugend und gründlichen Frömmigkeit inständig, daß er sie in Zukunft für Seelen ansehen wolle, die nur unter seiner Leitung und nach seinem Rathe in den Himmel zu kommen suchten. Er übernahm dieß Geschäft mit Freu-

den; denn die Heiligen werden nie müde, auch andere Heilige zu bilden; und so wie es Eltern sehr zur Heiligkeit antreibt, wenn sie sehen, daß ihre Kinder alles verlassen, um heilig zu werden, so sah man von nun an auch im Schlosse Menthon nichts mehr, was nicht eine hohe Frömmigkeit verrieth; ja man hätte dieses Haus eher für ein Kloster, als für eine feste Burg gehalten; so regelmäßig und geheiligt war es durch die Tugenden und guten Werke, die man da ausübte.

§. 14.

Frömmigkeit und Absterben der Eltern des hl. Bernhard.

Da nun endlich diese zwei tugendhaften Eheleute, von Kummer und Jahren gebeugt, wohl einsahen, daß sie nicht mehr lange zu leben haben, so baten sie Herrn German, sie nicht mehr zu verlassen; sie brachten ihre Gewissenssache in Ordnung, vernachlässigten auch die ihres Hauswesens nicht, schenkten ihrem Führer soviel, daß er daraus das Kloster bauen konnte, wo er noch heutzutage im Geruche der Heiligkeit ruht, machten darauf den zwei Hospitien ihres Sohnes beträchtliche Vermächnisse, und nachdem so die Armen und Kirchen einen bedeutenden Theil ihres Vermögens empfangen, giengen sie hin, um die Frucht davon aus den Händen Desjenigen einzuerndten, der gewöhnlich den Reichen durch den Armen selig macht, während sich ihr Sohn in den Felsen vergrub, um da gegen Jedermann die Gastfreiheit auszuüben, den Armen zu dienen und sich auf jenen furchtbaren Tag vorzubereiten, wo man, von allen Zeichen der menschlichen Größe entblößt, vor Gott wird erscheinen müssen.

Unser Heilige war so voll von dem Gedanken an die letzten Dinge des Menschen, daß er alle seine Handlungen leitete; sogar der Brief, den er an das Fräulein von Miolans schrieb, ist nichts anders, als ein lebendiges Bild von der Weise, wie er über die Ewigkeit dachte. Folgendes ist sein Inhalt:

„Meine wohlehrwürdige Schwester!

Ohne Zweifel wird es Sie überraschen, zu vernehmen, daß derjenige, der an Sie schreibt, Bernhard von Menthon ist; so sorgfältig er sich auch vor der Welt zu verbergen suchte, so ist er doch von seinen Eltern auf dem Gipfel der Alpen gefunden worden; Gott hat es so gewollt, Seinen Willen müssen wir anbeten. Was mich aber bei ihrem Wiedersehen am meisten freute, war, von Ihnen zu vernehmen, daß Sie den Ordensstand angetreten haben; und es ist für mich sehr tröstlich hiemit Ihnen melden zu können, daß ich das Glück habe, Priester zu sein. Wenn also Jesus Christus Ihr Bräutigam ist, so ist meine Braut die Kirche. Das ist das Eheband, das Gott nach Seinen anbetungswürdigen und unerforschlichen Rathschlüssen uns beiden aufbewahrte! Preisen wir also glücklich unser Loos und verwenden wir alle unsre Kräfte darauf, mit Eifer an unserer Heiligung zu arbeiten! Erinnern wir uns, daß die Zeit, Verdienste zu sammeln, kurz ist, der Tod sich jeden Tag nähert, und diese unglückliche Welt, die uns nur ein Grab geben kann, mit all ihrem Zauber vorübergehen wird; daß aber die glückliche Ewigkeit, nach der wir uns sehnen, unvergänglich ist! Dort, meine liebe Schwester, werden wir uns einst wiedersehen, wenn wir jetzt beharrlich unsere heiligen Pflichten erfüllen. O! Wie süß wird unsere Todes-Stunde der Gedanke machen, daß wir die falschen

Welt = Freuden verachtet, die Geschöpfe um des Schöpfers willen, die Eitelkeit für die Ewigkeit und die Erde für den Himmel muthig verachtet haben! Wie tröstlich wird es dann für uns sein, in den Armen des Gekreuzigten zu sterben! Auf diesen unsern göttlichen Heiland werfen Sie Ihren Blick und betrachten Sie Ihn, wie Er stirbt, um unsere Sünden zu büßen, wenn Ihnen im Kloster irgend ein Leiden zukommt, wie es dergleichen überall giebt, und Er wird es Ihnen zu versüßen wissen! Ich flehe für Sie während meinen Opfern um all den christlichen Segen, den Sie sich wünschen mögen. Vergessen Sie aber auch Ihrerseits in Ihrem inbrünstigen Gebete eines armen Sünders nicht, auf daß sich sein Lebenslauf in der heiligen Liebe endige, und damit wir uns einst im Reiche Gottes und in der Herrlichkeit der Heiligen zusammen antreffen. Ich verbleibe mit tiefster Hochachtung der Ihrige in unserm Herrn

Bernhard von Menthon,

General-Bikar von Aosta, gegenwärtig auf dem Jupiterberg. “

Darauf erhielt er folgende Antwort!

„Mein Herr! Wie habe ich es um Gott verdient, daß Er mir die so angenehme Kunde hat zukommen lassen: der berühmte Bernhard von Menthon sei noch auf der Welt, er habe sich durch das Priesterthum Gott geweiht, er sei jener überall hochverehrte Unbekannte, und sein Aufenthalt auf dem Gebirge sei schon nahe dem der hl. Engel? Sollte ich je in meinem Gebete einen solchen Mann vergessen können, der mich in die seinigen einzuschließen verspricht? Vermittelt der Gnade meines Gottes will ich, mein Herr, die heilsamen Rätthe, die Sie mir für meinen religiösen Wandel geben, in Ausübung

bringen. Da ich Sie aber so voll christlicher Liebe kenne, so hoffe ich von der Barmherzigkeit des Herrn, Sie werden es mir nicht verweigern, mein geistlicher Vater und Führer auf dem Wege meines Heils zu werden. Die Vorschriften, die Sie mir gegeben, und die mir noch ferner von der Höhe Ihres Gebirges zukommen werden, will ich stets so ansehen, als ob sie mir vom Himmel selbst zugesendet würden; und immer will ich sie mit allem Ernst und Eifer betrachten, um dadurch den Entschluß zu befestigen, den ich gefaßt habe, nur für Jesus Christus zu leben. Wenn ich erwäge, daß die Gestalt dieser Welt vergeht, daß Alles nur Eitelkeit ist, außer Gott lieben, daß das Leben wie ein Schatten verschwindet, daß ich von hienieden nichts als meine Werke mitfortnehmen werde, und daß ich nach meinem Tode über alle meine Handlungen Rechenschaft ablegen müssen, o dann preise ich Gott und sage Ihm tausendfältigen Dank, daß Er mich in einen Stand berufen hat, worin Alles zu meiner Heiligung und zu meinem Seelenheile beitragen kann. Sie werden, mein Herr, in dem beiliegenden Paket einiges Geld finden, das ich Ihnen zur Unterstützung der Armen Ihrer Hospitien übersende; und da mir meine Eltern einen Jahrgehalt von viertausend Franken haben anweisen wollen, die ich alle Jahre vom Ertrage ihrer Ländereien beziehen kann, so biete ich Ihnen dieselben an, um zu Ihrem Liebeswerke etwas beizutragen, um an dem Verdienste Ihrer frommen Stiftung auch einigermaßen Theil zu nehmen, und damit mir der Herr einst in meiner Todesstunde gnädig sein möge. Ich bin mit aller möglichen Verehrung die Ihrige

Margaretha von Milans.

Einige Tage nach dem Empfang dieses Briefes erhielt

der hl. Bernhard von Herrn German, seinem alten Lehrer, die Nachricht von dem Tode seines Vaters und seiner Mutter. Dieser Verlust rührte ihn zwar schmerzlich; doch ergab er sich sogleich in den Willen des Herrn und seinen Schmerz milderte der Umstand, den man ihm gemeldet, sie seien so gestorben, daß sie nun auf ewig lebten; nun erwies er ihnen noch alle Pflichten, die man von einem ächten Sohne bei einem solchen Anlasse erwarten kann, und bat alle seine Priester, daß sie ein Jahr lang für die Ruhe ihrer Seelen das hl. Messopfer darbringen wollen.

Da ihn nun keine Bande mehr an die Natur fesselten, so überließ er sich ganz der Sorge für seine Hospitien; die unermesslichen Summen, welche die Erben seiner Familie dahin sandten und die beträchtlichen Grundstücke, auf die er fast aus allen Gegenden Europas Anweisungen erhielt, setzten ihn nicht nur in den Stand, die letzte Hand daran zu legen, sondern sie machten es ihm auch möglich, die Pilger und alle Reisenden unentgeltlich aufzunehmen. Diese gute Verwendung jener Güter und die christlich liebevolle Art, womit alle, die über die Alpen reisten, hier ganz uneigennützig unterstützt, beherbergt und ernährt wurden, wie aber auch noch heutzutage geschieht, vernahm auch ein großer Herr in England, Namens Ruarue, und er wollte die Wahrheit davon selbst erfahren. In dieser Absicht kehrte er auf einer Reise, die er nach Italien machte, bei diesen Hospitien ein, und als er da auf das freundlichste empfangen ward, trat er ihnen zur Dankbarkeit alle Güter, die er in England besaß, ab, wovon man auch wirklich bis auf die Religions-Veränderung die Einkünfte bezogen hat; ja die Gnade blieb nicht

dabei stehen, sondern sie wirkte so auf den Edelmann, daß er endlich auch sich selbst hingab.

§. 15

Der hl. Bernhard geht nach Rom, um von da die Bestätigung seiner Stiftung zu erhalten.

Der Eifer des hl. Bernhard für seine Hospitien war Gott so angenehm, daß er bald den Trost hatte, sie in einem so vollkommenen Zustande, als er wünschte, zu sehen. So sehr aber auch seine Neigung dahin gieng, immer da verbleiben zu können, so sah er sich doch bald genöthigt, sich wegzugeben, um die Ketzereien der Anthropomorphiten *) und Sakramentirer **) zu bekämpfen: deswegen hielt er sich einige Zeit in der Lombardie auf, und Gott segnete sichtbar die Arbeiten dieses eifrigen Missionärs durch die schnelle und aufrichtige Bekehrung der Irrgläubigen. Da er nun aber voraussah, daß seine Hospitien auf dem Jupiterberg und bei der Jupiter-Säule nicht anders als durch Nachfolger von ihm fortbestehen könnten, so nahm er seinen Weg im Jahr 998 nach Rom, um den Papst Gregor den Fünften zu bitten, daß er seine neue Stiftung bestätigen und ihm erlauben wolle, eine kleine Hospitaler-Kongregation zu bilden. Der Papst empfing ihn mit der zärtlichsten Liebe und verlieh ihm

*) Anthropomorphiten, Irrlehrer, welche aus mißverstandenen Schriftstellen Gott einen Leib mit menschlichen Gliedern beilegen.

**) Sakramentirer, Irrlehrer, welche die katholische Glaubenslehre läugneten, daß Jesus Christus wahrhaft, wirklich und wesentlich im allerheiligsten Altarsakramente gegenwärtig sei. (H. d. Uebers.)

alle die gnädigsten Privilegien, die er vom hl. Stuhle hatte hoffen können. Erstens erlaubte er ihm, eine Kongregation zu bilden und auch für die künftige Fortdauer derselben Novizen zur religiösen Profession aufzunehmen. Zweitens verlieh er ihm das Recht, seine Kongregation zu einer Probstei zu erheben, und als Probst der Kongregation vom Jupiterberg das goldene Kreuz, den Ring und den Krummstab in Gestalt eines Erzdiakons-Stabs, auch das Rochet und den Echorhern-Pelz auf den Schultern zu tragen, seinen Echorhern aber, sich in den Echor mit dem Pelze und dem Rochet zu bekleiden, obschon sie nun seit ungefähr einem Jahrhundert vermöge einer bewilligten Abänderung ein karmesin-rothes Mozzett tragen. Drittens unterwarf er seine Klöster und seine Kongregation unmittelbar dem hl. Stuhle, so daß es durchaus von jeder andern Abhängigkeit frei war. Viertens befreite er auch seine Hospitien von allen Steuern, Hülfgeldern, Salz-höllen, Zehnten und Jahrgeldern.

Sobald der hl. Bernhard die Bulle, um die er gebeten, erhalten hatte, kehrte er unverzüglich wieder nach dem Jupiterberg zurück, wo er für die vom hl. Stuhle erhaltene Bestätigung seiner Stiftung Gott feierlichen Dank abstattete. Darauf nahm er eine Menge tugendhafter junger Männer, die sich ihm anboten, ins Noviziat auf, und befaß sich beinahe zwölf Jahre lang selbst, sie zur Frömmigkeit, zum Eifer im Gebete und zur Erfüllung ihrer Pflichten, für die Wissenschaften und vorzüglich zur Ausübung der christlichen Liebe zu bilden, indem er ihnen unaufhörlich predigte, die Gastfreiheit sei eine Saat, die hundertfältige Früchte bringe, eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern und zwar nicht von unsichern und vergänglichen sondern von zuverlässigen und ewigen, ein

Schatz, den man sich in den Himmel sammle, eine Handschrift, wodurch Gott sich anheischig mache, uns Seine Herrlichkeit zu ertheilen, und ein sicheres Mittel, an dem wahren ewigen Leben Theil zu nehmen; zu dieser Tugend ermahnte er seine Söhne am öftesten und stellte ihnen vor, diese sei der wahre Geist und das Ziel und Ende ihres Berufes; auch vergaß er, um ihnen davon eine hohe Idee beizubringen, keine der stärksten und eindringlichsten Stellen, die in der hl. Schrift hierüber vorkommen, und wiederholte und schärfte ihnen, wie ein zweiter hl. Jakobus seinen Jüngern, unaufhörlich vor Allem ein, sie sollten diesen Geist wohlthätiger Liebe auf ihre Nachkömmlinge fortpflanzen und diese ihre Berufspflicht ihren Nachkommen als ein Erbtheil hinterlassen. Er stellte ihnen mit einnehmender Milde und Freundlichkeit vor, da sie gemäß ihres Standes als Hospitaller = Chorherren bestimmt seien, ihre Lebenszeit hindurch die Fremdlinge zu beherbergen und ihnen beizuspringen, so sollten sie dieselben mit aller Herzlichkeit aufnehmen und freudig ihr Brod mit ihnen theilen, ohne sich je weder über die Ausgaben noch über die damit verbundene Unbequemlichkeit zu beklagen; ja um ihnen von dem, was er sie lehrte, selbst ein Beispiel zu geben, nahm er die Reisenden mit einer solchen Güte auf, daß er sie bisweilen selbst bedienen wollte; anderemal verband er mit der leiblichen Nahrung, die er ihnen gab, auch die geistliche, und verwandte so viele Sorgfalt auf die Fremdlinge, die bei ihm erkrankten, daß er sie alle Tage besuchte, sie tröstete, und ihnen geistlicher = und leiblicher Weise alle Hülfe, die ihm möglich war, zukommen ließ.

§. 16.

Der hl. Bernhard wird zu Navarra krank, und hält an seine Ordensgeistlichen noch eine schöne Ermahnung.

Ob schon dieser glorreiche Stifter oft seinen Ordensgeistlichen sagte, seine Kräfte nähmen von Tag zu Tag ab, und er sei nicht mehr weit von seinem Ziele, so gieng er doch noch nach Navarra, wo zwei große Herren und ausgezeichnete Gutthäter seiner Hospitien einigen Zwist miteinander hatten; er bemühte sich, sie wieder miteinander auszuföhnen, und Gott segnete sein Unternehmen mit einem glücklichen Erfolg. Da er sich aber zur Rückkehr in sein Kloster anschickte, erkrankte er zu Navarra an einem Fieber, das ihm die Pforte des Grabes öffnete. Sogleich ließ er einen Theil seiner Schüler zu ihm kommen, um ihnen selbst seinen Tod anzukünden. Diese traurige Nachricht versetzte die guten Ordensgeistlichen in die tiefste Betrübniß und sie bezeugten ihm den Schmerz darüber, ihn verlieren zu müssen, durch alle Zeichen der zärtlichsten Liebe, die je Kinder zu ihrem Vater haben können. Er aber sprach zu ihnen: „Höret, meine lieben Kinder, höret an die letzten Worte eines Sterbenden! Empfangt diese meine letzten Rätke und Ermahnungen als ein Zeugniß meiner Liebe; und was ich euch sage, das sage ich ebenfalls meinen übrigen Kindern, die auf dem Berge sind, und theilt es ihnen mit! Denn, ach! ich bin gefangen und verwickelt in die Neze des Todes; mein Leib ist abgenutzt wie ein Gewand, und meine Seele ist müde zu wohnen an einem Orte so voll Verderbens! Mein Muth und meine Kräfte nehmen in dem Maaße ab, als

sich die Schwere und Anzahl meiner Uebel vermehren; und was mich noch am meisten quält, ist der Schrecken vor den ewigen Peinen. Ich erstarre vor Furcht, wenn ich bedenke, daß man, sobald man dieses Leben verläßt, in ein anderes ewig glückseliges oder unglückseliges eintritt, und daß die Glückseligkeit oder Unglückseligkeit der Ewigkeit von unsern guten oder bösen Handlungen abhängt; denn, ach! was für gute Werke habe ich gethan, um den Himmel damit zu verdienen, oder vielmehr, was habe ich nicht gethan, wodurch ich die Hölle verdiene? O Jesus! Mein Heiland und mein Richter! Und ihr, meine Brüder, vereinigt euer Gebet mit dem meinigen, auf daß ich Vergebung meiner Sünden erlange! Ich erkläre euch, da ich jetzt die Welt verlasse, daß ich die anbetungswürdigen Geheimnisse der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der Menschwerdung, des hl. Altars = Sakraments und alle Wahrheiten glaube, die Gott Seiner Kirche geoffenbaret hat, daß ich alle Ketzereien, Spaltungen und Irthümer verabscheue und ihnen entsage, und daß ich meine Vernunft dem festen und unverbrüchlichen Glauben an alle Artikel unserer heiligen katholischen Religion überhaupt und im Einzelnen völlig unterwerfe. Ich habe meinem Verstande nicht einmal erlaubt, über das zu vernünfteln, was den Sinnen oder dem äußern Schein und dem menschlichen Urtheile entgegen zu sein scheint; denn ich bin ganz überzeugt, daß, sobald man sich die Freiheit herausnimmt, den Glauben an ein einziges unserer Geheimnisse anzugreifen, man auch Gefahr läuft, den Glauben völlig zu verlieren. Das wolle Gott nicht, meine Kinder, daß ihr je unter die Zahl jener anmaßenden, stolzen Köpfe gehöret, die sich selbst zu Auslegern der hl. Schrift und zu Richtern und Verbesserern ihrer Richter aufwerfen! Das ist die unselige Klippe aller derjenigen, die sich bloß aus

Neugierde auf das Studiren verlegen, und in den Wissenschaften vielmehr ihren eigenen Ruhm, als ihre Belehrung und die Verherrlichung Jesu Christi suchen. Gott bewahre euch immer vor einem solchen Unglücke! Bemüht euch unaufhörlich, die Regel, die uns Gott durch die Hände unsers hl. Vaters Augustinus gegeben hat, aufs genaueste und mit einer heiligen Nachseiferung zu halten! Denn erinnert euch, daß euch Gott, seitdem ihr Ihm das Gelübde darauf abgelegt habet, auch nach der Beobachtung derselben richten wird, wie nach der Haltung Seiner Gebote! Vergesst aber zugleich nicht, daß die Gastfreiheit noch eine besondere Pflicht ist, die ihr, gemäß unserer zweiten Angelobung, ohne Sünde nicht vernachlässigen dürfet! Seht sie nicht nur für eine Tugend an, von der ihr euch nicht losmachen dürfet, sondern auch für eine Tugend, die sogar ihren Lohn schon mit sich bringt, und die man lange Zeit ausüben muß, wenn man verkosten will, welcher ein Vergnügen darin liegt, seinem Nächsten einen Dienst zu leisten, den Jesus Christus so ansieht, als ob man denselben Ihm selbst erwiesen. Nehmet Alle, besonders aber die Armen, gern und freudig auf! Theilet willig mit ihnen das Brod, das ihr empfanget! Dadurch werdet ihr für euch selbst im Ueberfluß Alles erhalten, was euch in diesem Leben nöthig sein wird, und dadurch noch das höchste Glück im andern Leben. Ich bitte denjenigen, der mein Nachfolger sein wird, sich zu erinnern, daß ein Oberer sanftmüthig, klug und liebevoll gegen seine Untergebenen sein soll; diese Eigenschaften, die der hl. Paulus von uns verlangt, und die mir immer abgingen, wünsche ich demjenigen, der mir nachfolgen wird, von ganzem Herzen, ich empfehle ihm vorzüglich, daß er ohne die äußerste Nothwendigkeit an der Form der Regierung der Hospitien nichts abändere. Besonders laßt niemals zu, daß

man auf unsern Bergen ein Wirthshaus baue; denn dieß wäre nicht nur gegen meinen Willen, sondern es würde auch euch das Verdienst eines so guten Werkes als das der Gastfreiheit ist, rauben. Euer Wandel sei stets im Himmel! Lebt immer in völliger Einigkeit miteinander! Ja, wenn euch mein Andenken theuer ist, so liebet stets einander, und werdet nie uneins! Schneidet immer allen Zwistigkeiten die Wurzel weg! Fliehet die Neuerungen, und haltet euch darum allzeit fest an dem Stuhle des hl. Petrus, als dem Mittelpunkte der kirchlichen Gemeinschaft! Nach meinem Tode tragt meinen elenden Leib in eines unserer Hospitien, damit er dort an der Stätte, wo man die Reisenden hinlegt, begraben werde! Denn was bin ich anders auf Erden, als ein armer Reisender? Endlich, meine Kinder, wird, wenn Gott mir Warmherzigkeit erweist, das erste, um das ich Ihn bitten werde, dieß sein, daß Sein Geist allzeit bei euch und bei denen, die euch nachfolgen werden, verbleibe. Wenn ihr diese meine Vorschriften, die ich euch hinterlasse, wohl beobachtet, so wird Gott alle eure Handlungen segnen, und ihr werdet mit starken Schritten auf dem Wege in den Himmel vorwärts schreiten. Dort hoffe ich euch Alle einst wieder zusehen, um dann, wie unser göttliche Lehrer, sagen zu können: Keiner von denen, die Du mir gegeben hast, ist verloren gegangen!“

Seine Schüler, die während seiner Rede in Thränen zerfloßen, warfen sich, sobald er geendigt hatte, vor ihm auf die Knie nieder, um ihn um seinen Segen zu bitten. Da sprach er zu ihnen: „Ich will mich gar nicht mit dem hl. Patriarchen Noe vergleichen; doch kann ich euch meinen Segen nicht vorenthalten, weil ihr ihn von mir verlangt, und ich gebe ihn euch, wie er ihn Sem und Japhet gegeben hat! Ich habe nicht das Verdienst Melchisedechs; doch segne ich

euch, wie dieser ehrwürdige Priester unsern gemeinschaftlichen Vater Abraham gesegnet hat. Ich bin weder Isaak, noch Moyses, noch Elias; doch kommt näher zu mir, meine Kinder, damit ihr gesegnet werdet, wie Jakob, damit ihr mit Stärke und Eifer angethan werdet, wie Josue, und damit ihr einen doppelten Geist empfanget, wie Elisäus.“

Er segnete sie nun, und als sie wieder aufgestanden waren, sagte er ihnen noch: „Kommt, meine Freunde! Kommt, ihr Vielgeliebten meines Herzens, mich zu umarmen, und noch mein letztes Lebewohl zu empfangen! Kommt, mir anzukünden, daß ich verreisen muß! Ich sehe wohl ein, Gott will nicht, daß ich noch länger bei euch bleibe. Habe ich aber nicht lange genug gelebt? Ist es nicht Zeit, daß ihr mir meine Augen schließet? Höret also auf zu weinen! Denn ich bin ja nun ferner unnütze für die Welt, und könnte euch mit meinen Schwachheiten nur zur Last fallen. Doch Eines liegt mir noch auf dem Herzen, da ich euch verlasse, und ich bitte euch mir es zu verzeihen. Wenn ich euch nämlich bisweilen dadurch betrübt habe, daß ich mich euerm Willen und euern Leidenschaften widersetzte, so vergeßt es nun aus Liebe zu Gott und zu euch selbst; denn ich habe es nur zu seiner Ehre und zu euerm Heile gethan, und wenn ich euch irgend ein böses Beispiel gegeben, so denket doch ferner nur so daran, daß ihr euch dadurch abschrecken lasset, in die nämlichen Fehler zu fallen.“

Darauf verlangte er die hl. Sakramente, die er mit tiefster Ehrfurcht und Andacht empfing; jetzt sah er gen Himmel und rief aus: „Mein Gott! Thue mit mir, wie du willst! Ich lege meine Seele in deine erbarmungsvollen Hände! Heilige Maria! Sei meine Fürsprecherin! Auch auf deinen besondern Schutz setzte ich

immer die Hoffnung meines Heils! Und du, hl. Nikolaus, der du immer mein Beschützer gewesen bist, bitte für mich!“ Während er diese Worte endigte, bezeichnete er sich mit dem hl. Kreuze.

§. 17.

Tod des hl. Bernhard und seine Heiligsprechung.

Da ihm die Hitze des Fiebers und die Gewalt, die er sich um zu reden angethan, die Zunge ganz dürr gemacht hatte, so konnte er deutlich kein Wort mehr hervorbringen; man sah aber an der Bewegung seiner Lippen und Augen, daß er zu beten fortfuhr; er gab durch Zeichen zu verstehen, daß er wünsche, man möchte ihm die Buß-Psalmen vorlesen; während derselben gab er bei jedem Verse ein Zeichen, daß er ihn verstanden habe, und nachdem sie fertig waren, legte er seine Hand auf das Kreuzifix, das neben seinem Bette hieng, und küßte seine Füße; endlich seufzte er noch tief und gab seinen Geist unter Gebet auf. So starb dieser tugendhafte Priester, den seine christlich mildthätige Liebe ganz Europa ehrwürdig gemacht und der die Hoffnung der zukünftigen Welt allen Vortheilen, Freuden und Ehren dieser gegenwärtigen vorgezogen hat. So starb dieser große Heilige, dieser christliche Held und Apostel der Alpen, 85 Jahre alt, den 15. Brachmonat im Jahr 1008.

Nach seinem Tode lief das Volk schaarenweise herzu, um ihn zu verehren; ein Jeder wollte ein Stücklein von seinen Kleidern haben, um es als eine Reliquie aufzubewahren; man begieng sein Leichenbegängniß mit aller nur möglichen Pracht; und obschon er sterbend verordnet hatte, man soll seinen Leichnam in eines seiner Hospitien tragen,

um ihn da zu begraben, so blieb er doch hier; denn so wie man zu dem Verluste eines Schatzes selten seine Einwilligung giebt, so wollten auch die Einwohner Novarras, die seinen Leib für das Glück ihrer Stadt, ja der ganzen Lombardei ansahen, denselben nicht aus den Händen lassen, und setzten ihn in der Kirche des hl. Laurentius bei. Nachdem aber diese Kirche während der Kriege zerstört worden, übersehte man ihn in die Dom-Kirche, wo er nun nach einer geheimen Fügung der göttlichen Vorsehung, die man anbeten muß, ohne den Grund davon zu untersuchen, unter dem Hoch-Altare in einem Sarge von weißem Marmor ruht. Indessen erhielt aber in der Folge das Haus des hl. Bernhard einen Theil seiner Hirnschale und einen seiner Finger; und das sind jene Reliquien, welche die Chorherren des hl. Bernhard in einige Bisthümer tragen, damit sie da der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt werden.

Nachdem ihn nun die Kirche, der es allein zukömmt, über die Heiligkeit ihrer Kinder zu entscheiden, für einen verherrlichten Gerechten anerkannt und erklärt hatte, ließ ihn der Papst Innozenz der Elfte den 9. August im Jahr 1681 in das Verzeichniß der Heiligen einschreiben. Die französische Kirche kann ihn mit Recht unter die Heiligen ihrer Nation zählen, indem er der Ur-Enkel eines französischen Pärs gewesen, und zu Paris seine religiöse und wissenschaftliche Bildung empfangen hat, wo er durch sein Gelübb, Gott ganz anzugehören, sich zu dem befähigte, was nachher aus ihm geworden. Nicht weniger darf man ihn aber auch für einen Schweizer-Heiligen ansehen, weil der große St. Bernhardsberg, auf dem er zuerst den Götzendienst abgeschafft und sein erstes Haus gestiftet, im Wallis also in der Schweiz liegt. Nach seinem Tode hat, nach dem Ausspruche des hl. Geistes, sein Andenken

nicht aufgehört, unter den Gläubigen in Segen zu sein, und verehrt zu werden von den Mächtigen der Erde, von denen mehrere seinen Hospitien schöne Denkmäler ihrer christlichen Großmuth hinterlassen haben. Unter denjenigen, die sich sowohl durch ihre eigenen Schenkungen und die Privilegien, welche sie der Hospitalier-Kongregation von St. Bernhard bewilligt, als auch durch den vorzüglichen Schutz, womit sie dieselbe beehrt, ausgezeichnet haben, zählt man den Kaiser Heinrich den Sechsten im Jahr 1161, Eduard den Ersten, König von England, im Jahr 1292, Eleonore Königin von England i. J. 1274, Heinrich Grafen von Troyes, Amadeus den Dritten, Thomas den Ersten, Philipp den Ersten, Grafen von Savoyen, und endlich Amadeus den Achten, ersten Herzog von Savoyen i. J. 1439, der in der Kirchenversammlung zu Basel gemeinschaftlich mit den daselbst versammelten Vätern den Ordensgeistlichen auf dem Jupiterberge ausdrücklich die Gewalt bestätigte, sich in einem Kapitel ihren Probst zu erwählen, ohne daß irgend eine weltliche Macht sie daran verhindern dürfte; auch befreite er das genannte Haus von St. Bernhard von jedem Salzsolle und andern Abgaben.

Diese glänzenden Beweise von Freigebigkeit der weltlichen Fürsten gegen die Söhne des hl. Bernhard haben die Päpste bewogen, fast nacheinander entweder Bullen und Breve zum Besten dieser großen Gastfreiheits-Stiftung zu erlassen, oder auch Ablässe zu verleihen sowohl denjenigen, die durch ihre Almosen und Geschenke zur Unterhaltung derselben beitragen würden, als auch den Chorherren dieses Hauses, die aus christlicher Liebe in den Provinzen herumgehen, und nach dem Beispiele ihres heiligen Stifters mit vieler Mühe und Beschwerde den Reiz

senden auf dem Berge die nöthige Unterstützung austheilen. Man könnte hier eine Menge Päpste anführen, deren Bullen sich noch in den Archiven des Klosters befinden; wir wollen uns aber damit begnügen, nur diejenigen zu nennen, die sich ihm bis dahin am günstigsten bewiesen haben. Diese sind: Gregor der Fünfte, Gregor der Siebente, Eugen der Dritte, Adrian der Vierte, Alexander der Dritte, Luzius der Dritte, Innozenz der Dritte, Gregor der Eilfte, Innozenz der Vierte, Alexander der Vierte, Klemens der Vierte, Adrian der Fünfte, Honorius der Vierte, Klemens der Fünfte, Johannes der Zweihundzwanzigste, Johannes der Dreihundzwanzigste, Martin der Fünfte, Eugen der Vierte, Nikolaus der Fünfte, Kalixt der Zweite, Paul der Zweite, Sixtus der Vierte, Pius der Dritte, Julius der Zweite, Klemens der Eilfte, Klemens der Zwölfte; alle diese suchten diesem Hause sowohl seine Freiheiten, seine Privilegien, sein altes Herkommen in der klösterlichen Ordnung und in der Ausübung der Gastfreiheit zu erhalten, als auch das kostbare Recht, das seine Geistlichen immer genossen haben, sich ihren Obern, den sie Probst nennen, frei zu wählen, gegen die Angriffe, welche der Wechsel der weltlichen Herrschaft bisweilen veranlaßt hatte, zu behaupten; kurz sie vertheidigten und beschützten es, wenn es durch Unruhen und Verfolgungen erschüttert wurde; und besonders zeigten die zwei oben genannten Päpste Klemens in diesen letzten Zeiten gegen diese Hospitalier-Kongregation einen wahrhaft apostolischen Eifer und eine ganz väterliche Milde. Man findet vor schon mehr als zweihundert Jahren her aufgezeichnet, daß die päpstlichen Nuntien, welche gewöhnlich zu Luzern in der Schweiz und auch solche, die zu Turin residiren, das Kloster auf

dem großen St. Bernhard sehr oft beschützt und ihm viel Gutes gethan haben, indem sie bei gewissen Gelegenheiten in eigener Person hergekommen sind, sowohl um genauere Erkundigungen einzuziehen, als auch zur Unterstützung desselben und der guten Ordnung darin die gehörigen Maafregeln zu treffen; und zwar thaten sie dieß bald aus eigenem Eifer und besonderer Zuneigung, bald als eigens dazu Abgeordnete des hl. Stuhls. Auch die Herren Bischöfe von Eitten, in deren Bisthum dieses Hospitium liegt, haben ihm nacheinander bei allen Anlässen ganz deutliche und thätige Proben ihres Schutzes und ihrer Großmuth abgelegt, indem sie sich sogar aus freiem Willen der Ernennung mehrerer Pfarrer ihres Bisthums begeben haben, um sie zum Besten der Gastfreiheit jenem Kloster abzutreten, wie es dieselbe denn auch noch heutzutage besitzt.

Allerdings hat dieses Hospitium, wie schon gesagt, zu verschiedenen Zeiten beträchtlich von seinen Einkünften verloren, und gegenwärtig hat es nur noch der vierten Theil von dem, was es ehemals besaß, wenn man an die Pfründen, Lehen, Renten, Pachtgüter und Häuser denkt, die es durch die Pest, durch Kriege, durch die Religions-Veränderung, durch den Verlust von Urkunden bei Feuersbrünsten u. a., und zwar in mehreren Provinzen Frankreichs, in den Niederlanden, in England, in Italien, in Piemont, in der Schweiz, in Savoyen, u. a. D. verloren hat, wie man aus den Bullen Eugens des Dritten i. J. 1145, Alexanders des Dritten i. J. 1177, Lucius des Dritten i. J. 1184, Gregors des Siebenten i. J. 1231, und Honorius des Vierten i. J. 1268 ersehen kann, deren Inhalt man aber hier verläßt, um diese Geschichte nicht unnöthigerweise zu vergrößern.

Es ist auch ganz wahrscheinlich, daß das Haus des hl. Bernhard noch im fünfzehnten Jahrhunderte Alles, oder doch einen großen Theil davon besaß; denn der Papst Nikolaus der Fünfte führt an und bestätigt in seiner Bulle vom Jahre 1453 ausdrücklich die des Honorius des Vierten, worin noch mehr als sechzig Pfründen nebst mehreren andern liegenden Gründen, welche dieses Haus in achtzehn Bisthümern besaß, enthalten sind, von dem allem aber nicht mehr als neunzehn Pfründen mit einigen Häusern oder Rectionen und Landgütern übrig sind.

Ungeachtet dieser großen Verluste kann man aber wohl sagen, daß diese Gastfreiheits-Stiftung Gott so angenehm ist, und von ihrem hl. Stifter so sichtbar beschützt wird, daß es scheint, man gewinne von der Großmuth der Landesherren und ihrer Unterthanen, was man durch das Unglück der Zeiten verloren hat; und wirklich haben die Kaiser Karl der Sechste im Jahr 1731 und Karl der Siebente im Jahr 1743 das Haus des hl. Bernhard selbst mit ihrem mächtigen Schutze beehrt, und ihm offene von ihnen eigenhändig unterzeichnete Briefe bewilligt, um in ihren Staaten Steuern einsammeln zu dürfen. Die nämliche Begünstigung hat auch Ludwig der Fünfzehnte, König von Frankreich, im Jahr 1732 diesem Hospitium wieder erneuert, und es in seiner Rathsversammlung im Jahr 1744 ausdrücklich unter seinen Schutz genommen. Die Churfürsten und mehrere andere Fürsten, Prälaten und Magistrate des deutschen Reichs haben ihm seit dem Jahr 1730 die nämliche Gnade erwiesen. Die benachbarten französischen Provinzen Lothringen, die (ehemaligen) dreizehn Schweizer-Kantone nebst Wallis und Genf setzen reichlicher als jemals ihre Almosen und Gaben fort, so zwar, daß man sich, aus einem scheinbaren Wunder der göttlichen Vor-

sehung, gar nicht erinnert, daß die Gastfreiheit aus Mangel an hinreichendem Vorrath je ist unterbrochen oder irgend Jemanden ist verweigert worden, obschon dieß Hospitium das Meiste von seinen Einkünften verloren, und hingegen der Durchpaß des Handels und der Kriege wegen alle Tage stärker wird.

§. 18

Wunder des hl. Bernhard. Beschluß dieser Schrift.

Wenn die wahren Wunder ein Beweis der Seligkeit der Heiligen sind, so kann man sagen, daß der Himmel die Herrlichkeit des hl. Bernhard von Menthon durch diejenigen, die er sowohl während als nach seinem Tode gewirkt hat, sichtbar an den Tag gelegt hat. Diejenigen, die man ihm gemeiniglich zuschreibt, und die den hl. Stuhl bewogen haben, ihn für einen Heiligen zu erklären, sind folgende, die man immer für erwiesene und unstreitige Wunder angesehen hat. Er hat Blindgeborne sehend gemacht. Er hat von der fallenden Sucht und von der Lähme geheilt. Er hat Todte auferweckt. Er hat Besessene erledigt. Er hat mehrere Krankheiten, die für die Kunst der Aerzte unheilbar wären, geheilt. Er hat Stürme zu Wasser und zu Land plötzlich gestillt. Er hat das Land von einer großen Dürre und von den Insekten befreit. Er hat Ueberschwemmungen plötzlich Einhalt gethan und Feuerbrünste gelöscht. Er hat die Pest abgewandt und der Viehseuche ein Ende gemacht. Einer Dame in der Lombardei hat er nach vielen unfruchtbaren Jahren einen Sohn geschenkt. Man schreibt ihm noch viele andere zu, wie man in seiner Lebensgeschichte, die

zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern ist geschrieben worden, sehen kann; und man darf wirklich sagen, daß auf seine mächtige Fürbitte bei Gott und zufolge des häufigen Zulaufs und des großen Vertrauens, welches das benachbarte Volk und Andere in allen ihren Bedrängnissen auf sein Verdienst und seine Macht setzen, auch jetzt noch alle Tage Wunder geschehen. Man kann aber auch behaupten, das größte sei dieses, daß jenes Kloster ungeachtet der großen Unglücksfälle und Verluste, die es erlitten, ungeachtet des geringen Einkommens, das ihm übrig bleibt und ungeachtet des, wie schon gesagt, täglichen und immer stärkern Durchpasses von Reisenden seit mehr als achthundert Jahren fortbestanden hat, und immer noch besteht. Läßt sich nach allem dem noch daran zweifeln, daß diese alte Stiftung eine ganz göttliche und von Gott erhaltene Stiftung sei? Daß dieses Hospitium sichtbar ein Haus Gottes sei, das Seine Allmacht noch nicht so bald verlassen wird, weil er es bis dahin unter so vielen Gefahren und Unglücksfällen, die es mehr als einmal ganz nahe an seinen Untergang gebracht haben, aufrecht erhalten hat? Der Teufel des Neides und der Zwietracht mag es anbellern, wie er will; derjenige, der ihn einst auf diesem Berge sichtbar angebunden und seinen Dienst zernichtet hat, wird es auch ferner noch immer gegen alle Anstrengungen desselben zum Besten dieser christlich milden Kongregation und der armen Reisenden beschützen.

Darüber, daß dieser hl. Stifter die Stärke besaß, den Teufel zu verjagen, hat man sich nicht zu verwundern; denn dieser geschworne Feind aller Menschen fürchtet nichts so sehr, als die wahre Abtödtung, den Geist wahrer Frömmigkeit und beständiger Bußfertigkeit; und eben dieses ist

es, worauf sich der hl. Bernhard den größten Theil seines Lebens durch aufs sorgfältigste verlegte. Alle diejenigen, die seine Geschichte geschrieben, berichten uns, seine fast gewöhnliche Nahrung sei, seitdem er Priester geworden, nur Brod und Wasser gewesen, immer habe er ein Cilicium getragen, und sei auf dem Harten gelegen; auch hatte er eine so herzliche Andacht zum Leiden unsers Herrn Jesu Christi, daß er, um das Andenken an jenes bittere Getränk, das ihm unter dem Kreuzes-Stamme ist anerbotten worden, zu ehren, bisweilen sein Brod und Wasser mit Galle und Wermuth vermischte,; und um das Andenken an Seine Todesangst im Delgarten zu feiern, begab er sich von Zeit zu Zeit in eine Grotte oder Höhle, die im Kloster des großen St. Bernhards wirklich noch vorhanden ist, worin man aber, da sie sehr niedrig ist, nur gekrümmt stehen, oder auf den Beinen liegen kann. Hier brachte der hl. Bernhard in diesem Zwange oft mehrere Stunden nacheinander in der Betrachtung und Beschauung unsers leidenden Herrn Jesu Christi zu. Diese Höhle zeigt man noch heutzutage als den Ort einer besondern Verehrung, und von da nimmt man auch jenen Stein, den die Geistlichen an die Gläubigen austheilen, und der durch die Verdienste und die vielvermögende Fürbitte dieses großen Heiligen noch alle Tage Heilungen bewirkt und diejenigen, die ihn mit Glauben und Andacht bei sich tragen, vor dem Bliß und Häubermitteln bewahrt. Man hat sogar schon gesehen, daß an solchen, die mit einem heiligen Vertrauen auf die Macht Gottes und den Schutz Seines Heiligen Gebrauch von diesem Steine gemacht haben, bei Ueberschwemmungen, bei Feuersbrünsten und in ansteckenden Krankheiten Wunder geschehen sind. Das sind nun die Wunder, die das glorreiche Leben des

großen hl. Bernhard begleiteten, und auch auf seinen kostbaren Tod erfolgt sind und noch erfolgen. Seine besondern Tugenden waren die Reinheit, die Demuth und Liebe; seine Liebe zur Reinigkeit bewog ihn, einer sehr vortheilhaften Heirath zu entsagen; seine Demuth ließ ihn ein Bisthum ausschlagen, und seine mildthätige Liebe zu den Armen und Reisenden trieb ihn an, Hospitien zu stiften, um ihnen auf ihrer Straße Hülfe zu verschaffen, die von ihren Beschwerlichkeiten Ermüdeten zu erquicken, sie aus den Gefahren zu retten; und um ihnen in ihren Krankheiten beizustehen. Unter seinen Andachten war ihm die zum hl. Nikolaus besonders eigen; unter seinen Bußwerken war ihm das liebste die Enthaltksamkeit und eine stete Abtödtung seines Geschmacks; und unter den himmlischen Gaben waren diejenigen, die er in einem hohen Grade besaß, die Gabe des Gebetes und die Gabe des Wortes Gottes. Unter allen Stellen der hl. Schrift hatte diese am meisten Eindruck auf sein Gemüth gemacht: „Was nützt es den Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?“ Auch hatte er sie immer im Munde und durch das Nachdrückliche dieses Textes bewog und munterte er alle diejenigen, mit denen er redete, auf, an dem großen, einzigen und wichtigen Geschäfte des Seelenheils mit allem Eifer zu arbeiten. Verleihe der Himmel, daß dieser Auszug aus seiner Lebensgeschichte auch die Leser zur nämlichen Arbeit ermuntern möge; ist sie standhaft und beharrlich, so wird ihr die ewige Ruhe und Seligkeit folgen.





